7
2. FEBRUARHEFT 1969
0,30 M
Foto: Winkler

zb
ZEIT IM BILD

Von Springer ins Adelsnest:

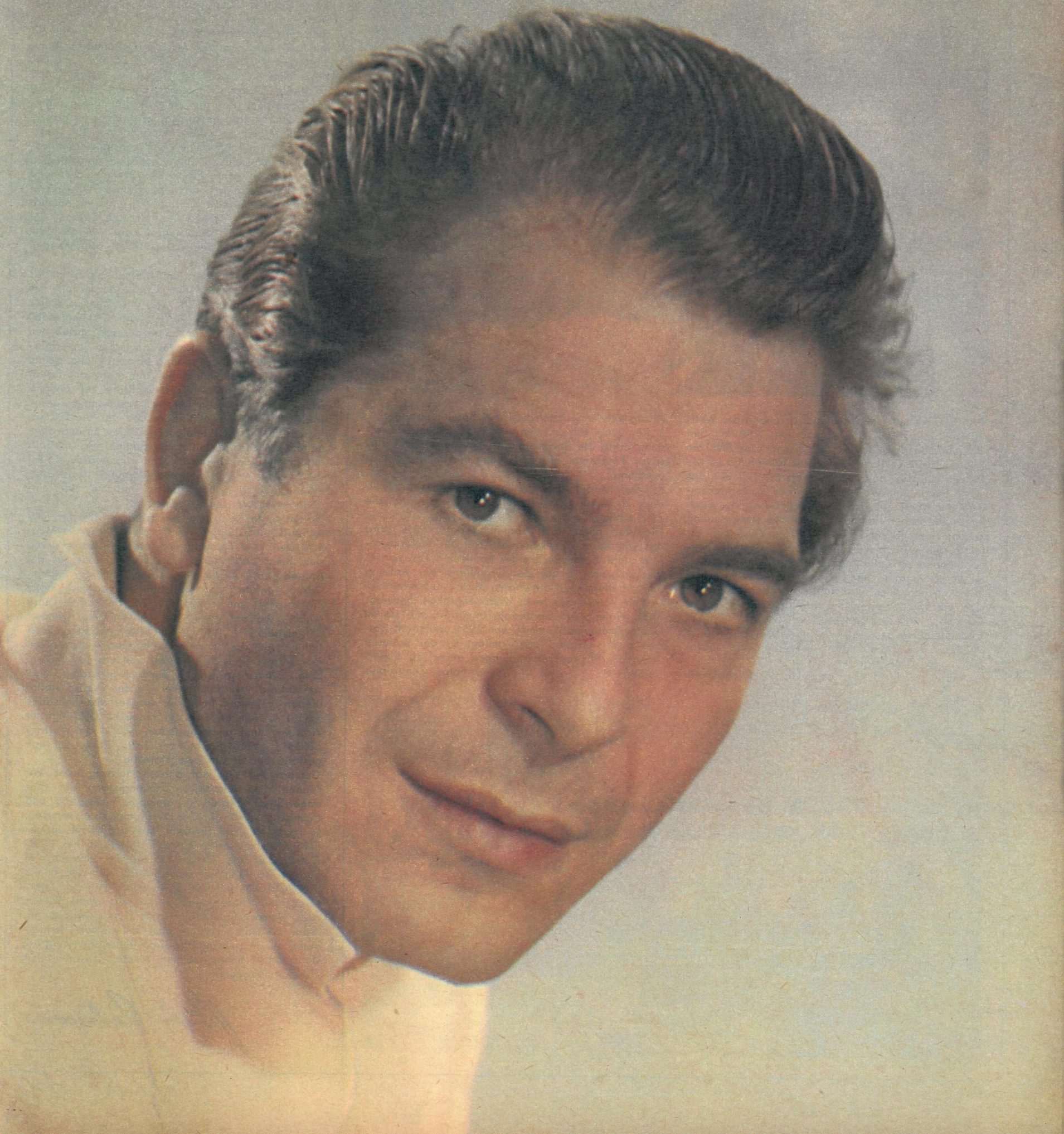
Otto Mellies

(Seite 15)

Im Wochenend-Magazin auf 7 Seiten:

Reise-Brevier

REISE 69 SOMMER



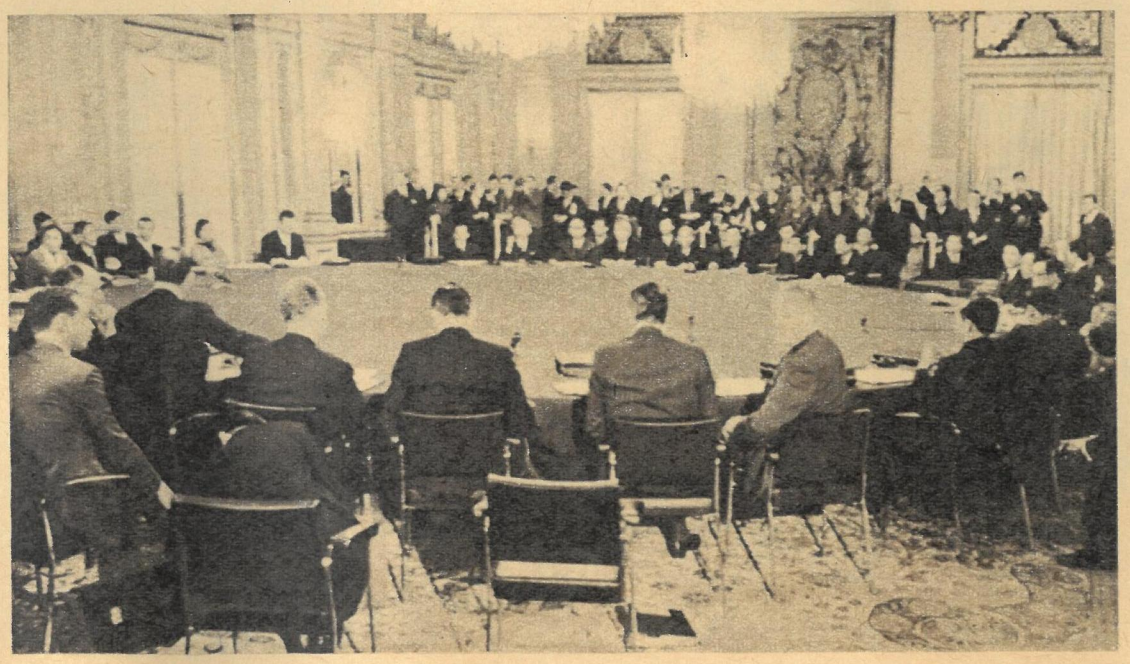
z6 INFORMATION

PARIS. Gezwungen durch die Forderungen der Weltöffentlichkeit sitzen die Vertreter der USA mit den Verhandlungspartnern der DRV und der FNL am Konferenztisch in Paris. Der vierte Teilnehmer ist die Delegation des Saigoner Marionettenregimes, das – im Bunde mit Washington – das Zustandekommen der Konferenz immer wieder verzögerte. Doch ihre Anwesenheit bedeutet nicht die Anerkennung seitens der DRV und der FNL. Ihre Zulassung erfolgte, um weitere Verzögerungen der Friedensverhandlungen zu verhindern. Minister Xuan Thuy, Leiter der Delegation der DRV, betonte das in seiner Rede nachdrücklich und legte der Regierung der USA vier Forderungen des vietnamesischen Volkes vor:

1. Beendigung des Aggressionskrieges der USA in Vietnam. Verzicht auf Handlungen, die die Souveränität der DRV verletzen.
2. Abbau aller Militärstützpunkte in Südvietnam. Abzug aller amerikanischen und Satellitentruppen.
3. Regelung der inneren Angelegenheiten Südvietnams durch die Bevölkerung entsprechen dem politischen Programm der FNL ohne ausländische Einmischung.
4. Wiedervereinigung Vietnams durch die Bevölkerung im Norden und im Süden ohne ausländische Einmischung.

Die Welt blickt voller Spannung nach Paris. Wird das von Xuan Thuy genannte Ziel der Viererkonferenz, „die Suche nach einer politischen Lösung des Vietnamproblems auf der Grundlage der Achtung der grundlegenden nationalen Rechte des vietnamesischen Volkes, das heißt Unabhängigkeit, Souveränität, Einheit und territoriale Integrität, wie sie im Genfer Vietnamabkommen von 1954 anerkannt worden sind", erreicht, oder gelingt es der anderen Seite, die Friedensverhandlungen erneut zu hintertreiben?

Fotos: Zentralbild



Martin Radmann kommentiert:

Gegenwind

„Wenn es ein Land gibt, das legitimerweise verdächtigt wird, mit dem Messer zwischen den Zähnen zu leben, dann ist es die Bundesrepublik." Zitat nicht etwa aus einer kommunistischen, sondern aus der bürgerlichen italienischen Zeitung „Messagero". Es spricht sich eben herum, daß aus Bonn keineswegs nur „leichter Gegenwind" – wie eines der jüngsten Bundeswehrmanöver im Zusammenhang mit der provokatorischen NATO-Aufmarschübung „Reforger I" an der Grenze zur DDR und zur ČSSR beziehungsreich genannt wurde – gegen jeden möglichen Entspannungsschritt kommt. Es ist massives Sperrfeuer, das zum Beispiel gegen den Atomwaffensperrvertrag geschossen wird. Mehr als achtzig Staaten haben ihn schon unterschrieben. Die westdeutsche Regierung weigert sich konstant. Ihr Kanzler Kiesinger stellt „Bedingungen", die kein Mensch ernst nehmen kann. Etwa: Die Sowjetunion möge als „Gegenleistung" für eine Bonner Unterschrift geltendes Völkerrecht für ungültig erklären, nämlich jene Artikel der UN-Charta, die alle Staaten der Antihitlerkoalition berechtigen und verpflichten, einen neuen, von deutschem Boden ausgehenden Krieg zu verhindern.

Andere sagen es anders und offener. So Exminister Stücklen, Vorsitzender der CSU-Landesgruppe im Bundestag: „Jeder weiß, daß die CSU in dieser Frage ihre Linie stets konsequent vertreten hat." Stimmt genau. Ganz im Sinne der von Strauß neu formulierten alten Pläne des deutschen Imperialismus nach einer „Neuordnung Europas" unter seiner Vorherrschaft. Stücklen nennt den Kernwaffensperrvertrag „nichts anderes als ein Mittel zur Zersplitterung des westlichen Europas", man müsse „eine solche Entwicklung verhindern und uns die Chance für ein zur Selbstverteidigung fähiges Europa offen halten". Wie sagte Hitler am Beginn des Überfalls auf Polen? „Seit heute morgen wird zurückgeschossen." Das Wort „Selbstverteidigung" aus dem Munde deutscher Imperialisten hat nur eine eindeutige Übersetzung: Aggression.

Darum legte Kriegsminister Schröder auf der letzten NATO-Ratstagung ein Dokument über die Möglichkeiten des Kernwaffeneinsatzes in Europa vor, den Bonn unter allen Umständen bereits in der Anfangsphase eines militärischen Konflikts verlangt. Darum wurde der ohnehin astronomisch hohe Rüstungsetat um zusätzliche 2,5 Milliarden Mark erhöht, die vor allem der Anschaffung weiterer Trägerwaffen – nach dem Witwenmacher „Starfighter" nun das „Phantom"-Flugzeug – dienen sollen. Darum forderte der Herr von und zu Guttenberg, Staatssekretär im Bundeskanzleramt, eine wesentliche Verstärkung der an der Grenze stationierten Einheiten über die vorgesehene Sollstärke hinaus. Darum erklärte der bayrische CSU-Minister Pirkl vor dem revanchistischen „Bund der Vertriebenen": „Wer glaubt, der kalte Krieg sei von gestern, der ist auf dem Holzweg."

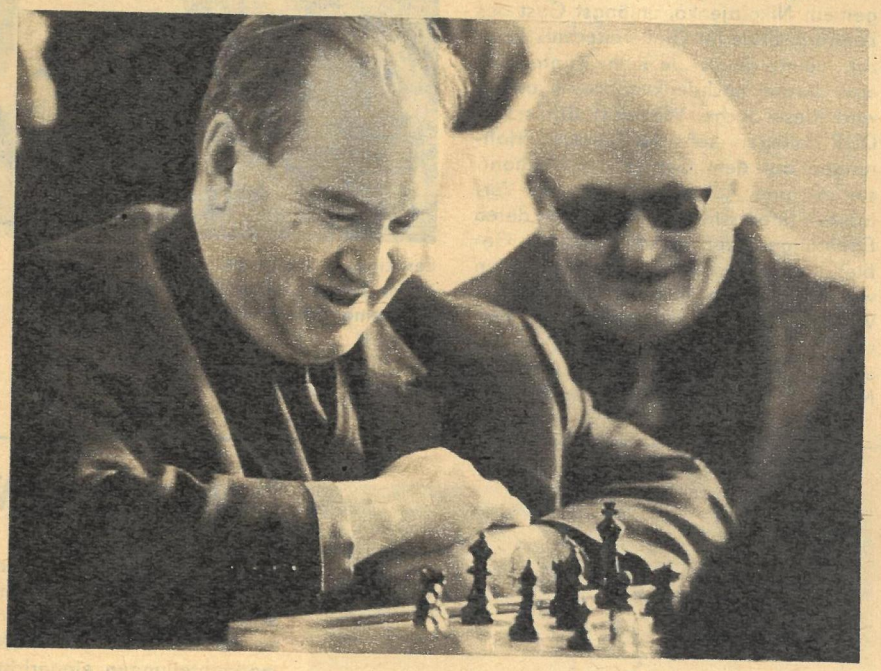
Gemach, wir sind auf diesem Holzweg nicht. Wir kennen die vielfältigen Anstrengungen der Kiesinger-Strauß-Regierung, atomare, biologische und chemische Waffen in ihre Verfügung zu bekommen, so genau wie die Tatsache, daß sie das Haupthindernis für Fortschritte bei der Einstellung des Wettrüstens, für die Abrüstung, für die Sicherheit in Europa ist. Aber wir wissen auch, daß die Politik der DDR wie die der Sowjetunion mit den Interessen und Forderungen der Völker nach Frieden und Sicherheit übereinstimmt. Der sozialistische Staat deutscher Nation steht mit seinen Verbündeten als unüberwindliche Kraft neuerlichen Aggressionsplänen Bonns, seinem Messer zwischen den Zähnen, entgegen.

Ein Ozean von Musik

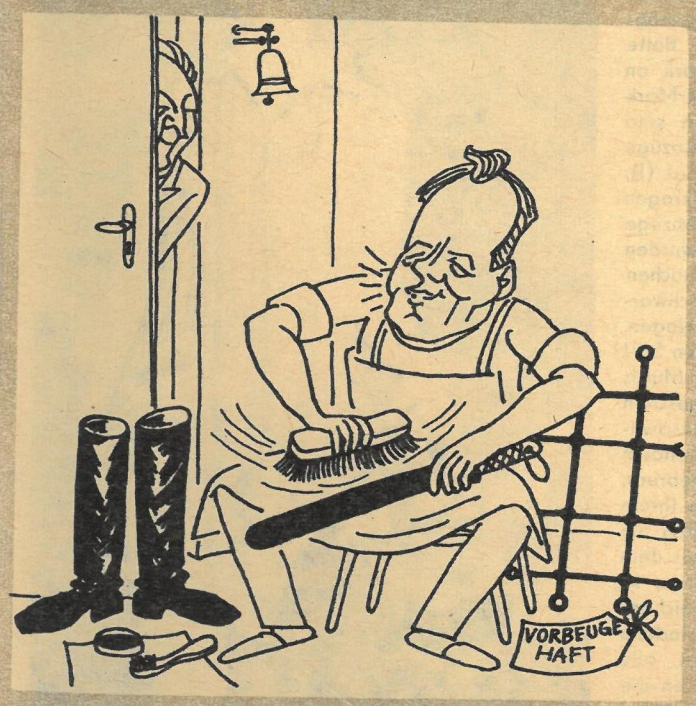
David Oistrach kam zu seiner bisher umfangreichsten Tournee in die DDR: vier Wochen, von Anfang Januar bis Anfang Februar, ausgefüllt mit täglichen Proben und vielen Konzerten. Wieder, wie in den letzten Jahren fast immer, tritt David Oistrach nicht nur mit der Geige, sondern auch mit dem Taktstock vor sein Publikum. Seitdem er vor etwa zehn Jahren das erste Mal ans Dirigentenpult trat, hat sich sein Ruf als einer der größten Interpreten unserer Zeit auch auf diesem Gebiet mehr und mehr bestätigt. David Oistrach gehört heute zu jener kleinen Schar berühmter Instrumentalisten, die nicht nur nebenher und gelegentlich dirigieren, sondern die das große Instrument Orchester ebenso souverän und frei von Eitelkeit für ihren musikalischen Ausdruckswillen zu nutzen verstehen wie ihr Soloinstrument. „Mit dem Dirigieren öffnet sich mir ein Ozean von Musik", bekennt David Oistrach, und das Publikum fühlt in seinen Konzerten, mit welcher Entdeckerfreude er sich auf diesen Ozean begibt. So bezaubern seine Interpretationen als Dirigent ebenso durch ihre Gelöstheit, durch die Tiefe der Empfindung und durch die Harmonie in der Gestaltung des Ganzen, wie sein Geigenspiel – Ausdruck eines Menschen, dessen Herzschlag Musik ist. Die geistige Universalität des Musikers Oistrach ist bewundernswert. Von Bach bis zur Moderne setzen seine Interpretationen auf der Geige Maßstäbe, und auch als Dirigent vermag er die Werke frei vom Ballast schlechter Gewohnheiten neu und rein zu sehen. Das Tourneeprogramm zeugt davon. Es begann in Berlin, wo Oistrach beim Berliner Sinfonieorchester mit Kurt Sanderling ein herrlich abgerundetes Konzert mit den beiden Beethoven-Romanzen, dem G-Dur-Violinkonzert von Mozart und dem 1966 von Schostakowitsch für David Oistrach geschriebenen 2. Violinkonzert musizierte und wo er außerdem die gewaltige Anstrengung auf sich nahm, zwei der anspruchsvollsten musikalischen Zyklen darzubieten: die vier Brahms-Sinfonien in zwei Konzerten mit der Berliner Staatskapelle und die sechs Sonaten für Cembalo und Violine mit der Sonate für zwei Violinen und Cembalo von Bach in ebenfalls zwei Konzerten in der Deutschen Staatsoper, wo Hans Pischner und Egon Morbitzer Oistrachs Partner waren. Diesem vielumjubelten Auftakt der Tournee folgten Konzerte mit dem Leipziger Gewandhausorchester, Konzerte in Halle und Weimar und mit der Dresdner Staatskapelle, und zwar sowohl als Solist wie als Dirigent. Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Brahms und Mahler standen auf diesen Programmen.

Text und Fotos: Pölkow

Ob als Solist eines Violinkonzertes, ob als Dirigent oder auch als Begleiter eines Solisten, immer zeigt sich David Oistrach als Urmusikant und als Diener am Werk.
Foto unten: Freude am Schachspiel



Parschaus Politik im Quadrat



Brandt: „Ich bin der Putzer vom Kiesinger . . ."

KUNDENDIENST UND „WUNDERPILZ". Für ihre Kunden schuf die Brigade Gartengestaltung des VEG Saatzucht-Baumschulen Dresden, Betriebsteil Frankfurt (Oder), im Mach-mit-Wettbewerb lobenswerte Verbesserungen. Damit die Schuhe der Kauffreudigen auch auf dem „Baumschulenboden" sauber bleiben, wurden Gehwegplatten verlegt und eine Lichtleitung installiert. Zur Verbesserung der Kundenversorgung bauten die Kollegen der Brigade einen nach eigenen Gedanken entworfenen Pilz. Unter seinem breiten „Hut", der vor Sonne, Regen und Schnee schützt, geben vier drehbare Tafeln Auskunft über die Eigenschaften der gewünschten Obstbäume und Sträucher. Sogar die Früchte der Bäume sind in ganzer und halbierter Form darauf zu sehen. So können dann die gewählten Bäume oder Sträucher in Teilselbstbedienung ausgesucht werden. Außerdem lieferte die Brigade für die Naherholungsstätte Helenensee kostenlos 1000 Gehölze, die sie auch pflanzte. Im eigenen Wohnbezirk setzten diese Kollegen 180 Gehölze, besserten den Zaun eines Kindergartens aus und fuhren Spielsand für die Kinder an.

RENOVIERTE KLASSENZIMMER. Lehrer, Erzieher, Schüler und Eltern stellten sich das Ziel, elf Klassenräume der Hugo-Jacobi-Oberschule in Zella-Mehlis zu renovieren. Über die Hälfte der instand gesetzten Klassenräume konnten bereits übergeben werden. Aber nicht nur die Klassenräume werden ihr Gesicht verändern, auch die unmittelbare Umgebung des Schulgebäudes soll ein schöneres Aussehen bekommen.

SCHAUFENSTER- UND VERKAUFSSTELLENGESTALTUNG. Auch die Bürger des Potsdamer Wohnbezirks 23 haben ein umfangreiches Programm zur Vorbereitung des 20. Jahrestages der DDR beschlossen. Die Mitarbeiter der Einzelhandelsgeschäfte wollen miteinander um die beste Schaufenster- und Verkaufsstellengestaltung wetteifern. An den zentralen Punkten des Wohnbezirks sollen Blumenbeete angelegt werden. Bei der Wohnraumerhaltung und -instandsetzung werden Eigenleistungen im Werte von 40 000 Mark erbracht.

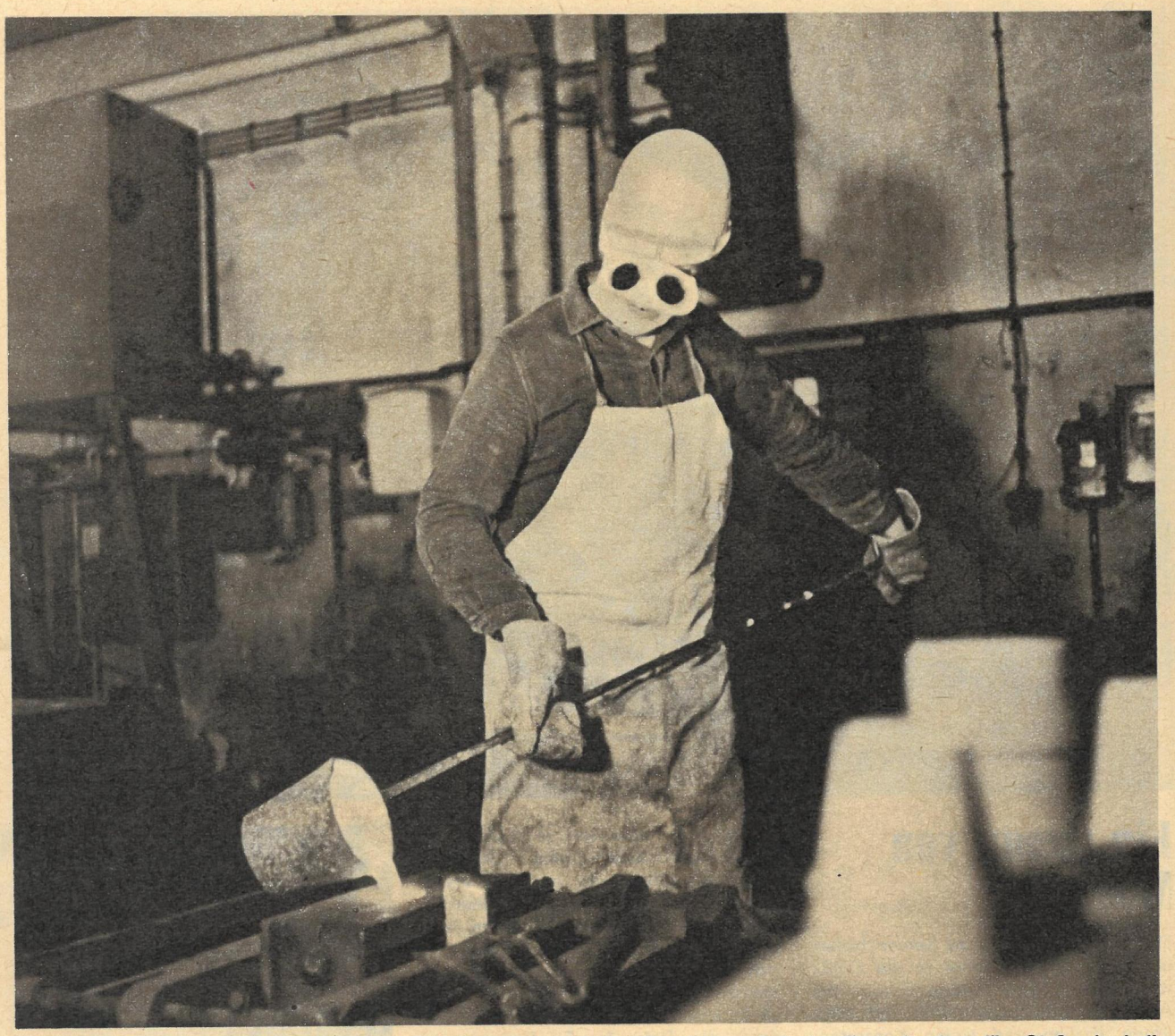
Im 20. Jahr der Republik

Gemeinsame Guß-Forschung

Die Stein-auf-Stein-Methode, die von den Bauleuten schon lange begraben wurde, ist in gewissem Maße mit einer traditionellen Methode in der Gießerei vergleichbar: Beim Sandformverfahren muß für jedes Gußstück eine Form aus Sand geschaffen werden. Darum wird seit Jahrzehnten nach neuen Wegen gesucht, um produktivere Methoden der Gußerzeugung zu finden. Eine davon ist das Kokillengießverfahren. In einer metallischen Dauerform können bis zu 20 000 und mehr Abgüsse gefertigt werden. Das bedeutet höhere Produktivität in der Gießerei und höhere Rentabilität. Der Nutzen für den Gußverbraucher: Guß mit wesentlich besseren Eigenschaften.

Sowohl bei der Anwendung des Verfahrens als auch bei der technologischen Entwicklung stehen die Sowjetunion und die DDR in der Welt an der Spitze. Was liegt in diesem Falle also näher, als die Anstrengungen der Wissenschaftler und Praktiker beider Länder zu vereinen. Der Direktor des Zentralen Entwicklungs- und Konstruktionsbüros für Kokillenguß in Odessa, Ingenieur Nikolajenko, unlängst Gast des Zentralinstituts für Gießereitechnik Leipzig, meinte dazu: „Je mehr Köpfe über eine Sache nachdenken, desto besser wird diese Sache. Während sich meine DDR-Kollegen sehr für unsere Erfahrungen auf dem Gebiet der Mechanisierung und Automatisierung des Verfahrens interessieren, könnten uns deren Erfahrungen auf technologischem Gebiet, beispielsweise bei der Produktion von Stahlguß in Kokillen, sehr helfen. Warum sollen beide Länder für Forschungs- und Entwicklungsarbeiten an ein und demselben Problem wertvolle Mittel aufwenden?" Der Direktor des Leipziger Institutes, Diplomökonom Heinz Böcker: „Den Nutzen aus dieser Zusammenarbeit werden beide Partner haben!"

Text und Foto: Scholz



Ständige systematische Forschungsarbeit im Zentralinstitut für Gießereitechnik Leipzig hat das Ziel, durch neue kostensenkende Technologien den Maschinenbauern Voraussetzungen für eine höhere Effektivität der Produktion von Finalerzeugnissen zu schaffen. Unser Bild zeigt den Former Roman Janus aus der Versuchswerkstatt des Institutes beim Probeabguß eines Kettenrades in Kokille, das bisher aus dem vollen Rohling gefräst werden mußte.

Treffpunkt: CENTRUM

Zur Sortiments- und Modenschau des VVW CENTRUM erhielten wir einen Überblick über das Warenangebot im ersten Halbjahr. Bis 1. April werden in allen CENTRUM-Warenhäusern Jugendmodeabteilungen eingerichtet und bis zum Sommer Modeboutiques. Sämtliche Waren sind übersichtlich nach Bedarfsgruppen angeordnet, die Selbstbedienung wird erleichtert und die Vorauswahl für Artikel, welche eine fachkundige Beratung erfordern, ermöglicht. Und was sahen wir? Unter anderem flotte Frühjahrs- und Sommerkleider von 15,45 Mark an aufwärts, Lackmäntel für 29 Mark, Pullis ab 14 Mark für die jungen Mädchen. Auch die Junioren sind keine Stiefkinder der Mode mehr: Cottino-Anzüge (67 Mark) und einzelne Hosen, auch aus Cord (!), Freizeithemden in uni, mit und ohne Rollkragen und in knallig bunten Farben. Viele elegante Anzüge und Mäntel für junge und ältere Herren wurden gezeigt. Die 25- bis -zigjährigen Damen brauchen nicht mehr über einen Mangel an festlichen schwarzen oder sportlich-farbigen Kostümen zu klagen. Es gibt genügend – und alle im internationalen Stil! Die Preise: 150 bis 300 Mark. Erfreulich für Muttis und Vatis: Die Kinderkleidchen, -röckchen, -höschen und -mäntelchen sind entzückend. Auch die Geschwisterkleidung! Alle Waren sind in ausreichendem Maße disponiert. Die meisten wird es ab Februar, spätestens aber pünktlich zu Saisonbeginn in Ihrem CENTRUM-Warenhaus zu kaufen geben. Sollten Sie das eine oder andere Stück (eventuell auch aus dem Versandhauskatalog) doch nicht mehr erhalten, so seien Sie nicht traurig. Es wurde zwar reichlich disponiert, aber auch beachtet, daß wir die Modelle nicht an jeder Ecke treffen. Aber, Ehrenwort, alle Modelle sind modisch und schick, so daß Ihnen die Wahl noch zur Qual werden wird. Also, notieren Sie, Treffpunkt: CENTRUM! Das Frühjahr steht vor der Tür.

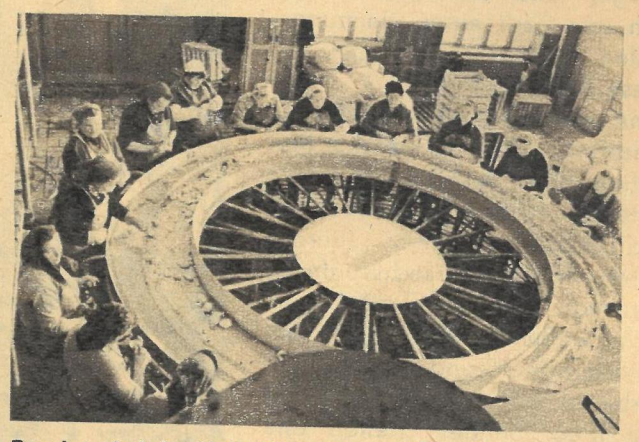
Fotos: K.-H. Friedrich

Sicher werden diese Bilder schon in diesem Jahrhundert historische Zeitdokumente, dann nämlich, wenn Raumschiffe im Liniendienst verkehren. Heute aber feiern die Welt und besonders die Moskauer noch jeden Kosmospionier mit den gleichen freudigen Ovationen wie einst Gagarin. Die Sowjetunion hat vier Fliegerkosmonauten mehr – insgesamt jetzt sechzehn –: Schalatow, Jelissejew, Chrunow und Wolynow. Sie erhielten auf der Festveranstaltung im Kongreßpalast des Kreml aus den Händen von Nikolai Podgorny den Leninorden und den Titel „Held der Sowjetunion".

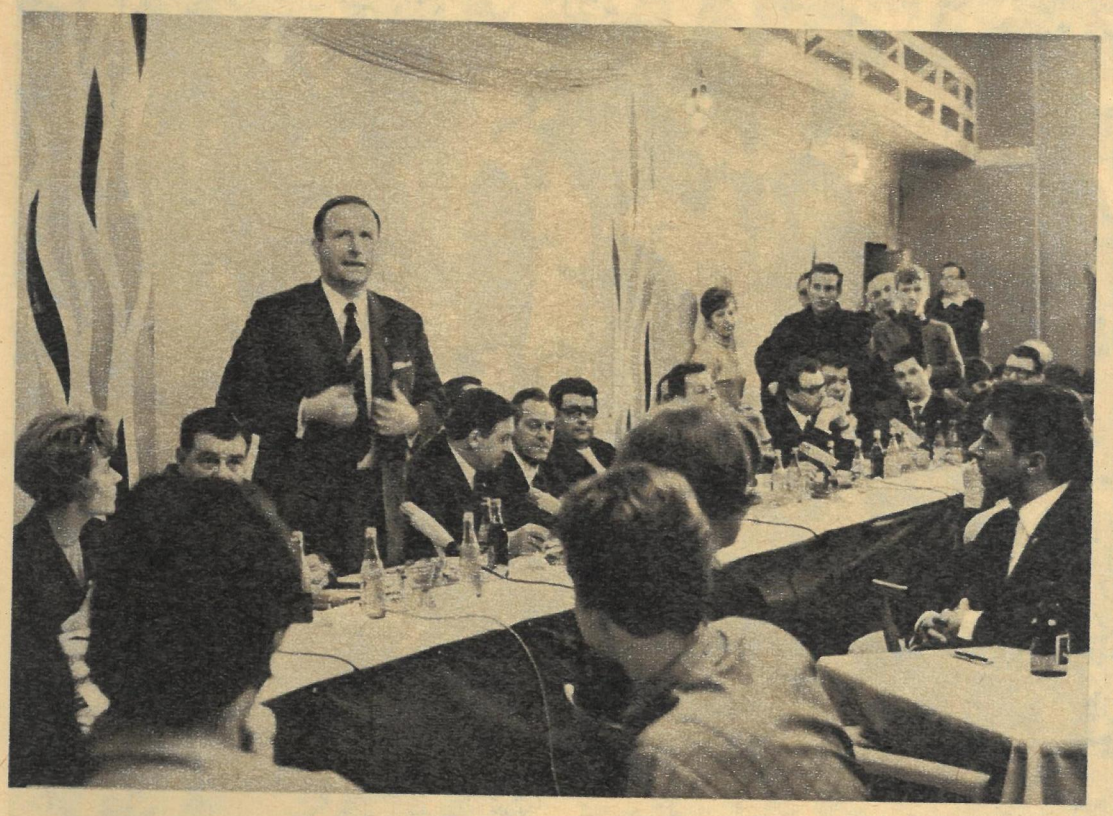
Fotos: Zentralbild

Im kommenden Frühling reisen eine Frau und ein Mann nebst Pferd und Kuh wohlverpackt über den Atlantik. Die weltbekannten Figuren des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden werden nach Brasilien geliefert. Ein „Gläserner Mann" war übrigens Titelmodell für den „Report über einen Muskel" (zb 5/1969), dessen dritte Folge Sie heute lesen können.

Als Meister Petz noch ein hilfloses Etwas war, nahm ihn ein Taxifahrer in Komsomolsk am Amur in Pflege. Seitdem ist der Bursche, der bei seinen Spaziergängen ungeniert um Süßigkeiten bettelt, stadtbekannt.



Begehrt sind in Halle-Neustadt geschälte Kartoffeln im Plastbeutel. Hauptabnehmer sind allerdings die Großküchen und Gaststätten der Saalestadt. Die LPG „Sieg des Sozialismus" in Teutschendorf liefert bis zu fünf Tonnen täglich. An diesem Karussell säubern flinke Frauenhände die vorgeschälten Kartoffeln.



Badewetter herrscht nun auch im Winter im Buna-Bad im Lauchagrund. Die Energie kommt aus dem nahe gelegenen Buna-Werk und erwärmt Wasser und Luft. Die neuartige Traglufthalle ermöglicht es, das gesamte 50-Meter-Becken auszunutzen. Über 15 000 Badegäste wurden im Januar gezählt.

„Krupp und Krause", erfolgreicher Fernseh-Fünfteiler, ist nach seiner Erstaufführung immer noch Gesprächsstoff in vielen Veranstaltungen und Diskussionen. Dabei sind die Hauptdarsteller, hier im Zentralen Klub der Jugend und der Sportler in Berlin, gefragte Diskussionspartner. Der Film wird im März erneut vom Fernsehfunk ausgestrahlt.

zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Tanz in der Retorte

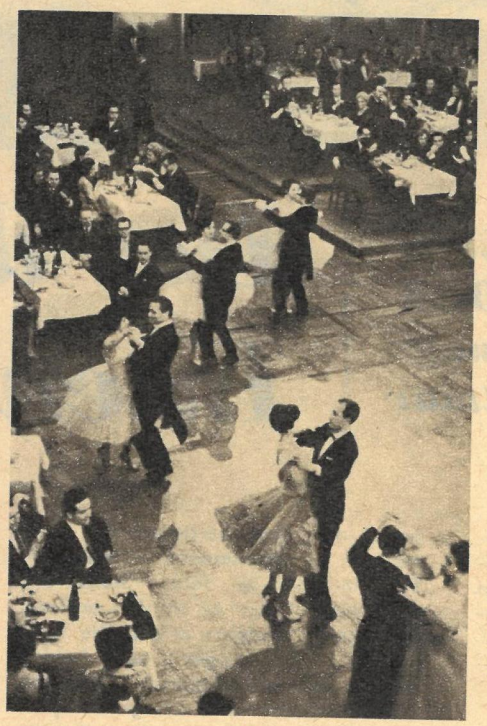
Chemisch gesehen glich an diesem 18. Januar der Festsaal der Leuna-Werke einer Retorte. Nicht, daß die Gastgeber zum Tanz in einem kolbenförmigen gläsernen Ballsaal mit einem nach unten geneigten halsförmigen Ausgang geladen hätten. Nein, rein äußerlich ähnelte dieser Festsaal einer Retorte so wenig wie Säure, Lauge. Und trotzdem drängte sich uns nach einer stimmungsvollen Ballnacht beim „FF 69" diese Assoziation auf.

Jene, die mit heißen Rhythmen, scharfen Sachen, zündenden Melodien diese fröhlich brodelnde Retorte erhitzten, sind keine Alchimisten, sondern Journalisten. Schon vor sechs Jahren, als man in den Buna-Labors nicht wußte, was man in den Retorten der Leuna-Laboratorien verbindet oder trennt, hatten sie die Idee. Seitdem treffen alle Jahre wieder die erfolgreichsten Forscher der Großchemie des Bezirkes Halle beim Forscherball der „Freiheit" zusammen. Im Gegensatz zu Böttger fanden die „Goldmacher" in den Redaktionsstuben der „Freiheit" auf Anhieb die richtigen Zutaten. Wer beim „FF 69" nach einem La-Bostella-Marathon eine Verschnaufpause einlegte, konnte bestätigende Beobachtungen machen. Da teilte Chemieminister Wyschofsky nicht nur aus Platzgründen mit Buna-Chef Dr. Singer den Stuhl, da diskutierte Professor Dr. Rätzsch (33) im Kreise gleichaltriger Forscher mit erhobenem Cocktailglas nicht nur über die Reaktionen von $C_2 H_5 OH$ am Morgen nach der Laborprobe. Kehrten sie vom Parkett oder von der Bar zu ihren Plätzen zurück, saßen sie jedoch wieder getrennt am Tisch von Leuna, Buna oder Wolfen. Beim „FF 70", dessen bin ich sicher, werden unsere Kollegen sie alle an einer hufeisenförmigen Tafel placieren müssen. Zu oft hörte man an diesem Abend den Begriff Großforschung. Dann sollte jedoch das erste Glas auf die „Alchimisten" der „Freiheit" erhoben werden.

Die Analyse beim „FF 69" besorgten Volkmar Billeb (Bild) und Klaus George.

Der Forscherball war nicht allein zum Tanzen da. Das Herren-Quintett – v. l. n. r. Buna-Chef Dr. Singer, „Freiheit"-Chefredakteur Krüger, Dr. Schotteck, der Kandidat des ZK Heinz Schwarz, Chemieminister Wyschofsky – hatten zum Leidwesen der Damen offensichtlich wichtiges zu bereden . . .?, denn Günter Wyschofsky (rechts oben) und Dr. Singer setzten auch noch die nächste Tour aus.

„Ein Kasten Bier zum ersten, zum zweiten . . .!" Dr. Schotteck, einst bekannter Mittelstreckler, heute anerkannter Mediziner, „hatte bei der FF-Tombola eine glückliche Hand", so der Kommentar anwesender Biertrinker über die große Geste des Abstinenzlers.



„Es fängt ja alles erst an", sang Rosemarie Ambé zwischen einem schwungvollen Walzer und einem Tango des Tanzkreises „Schwarz/Silber" Halle. Wie recht sie doch hatte beim „FF 69".

„Wenig graue Haare beim FF 69", resümierte Minister Wyschofsky gut gelaunt nach Mitternacht. Professor Dr. Rätzsch (33), im Bild links, ist der Prototyp der jungen tatendurstigen Forschergilde des Chemiebezirkes Halle.

Im sechsten Beitrag unserer Serie über kleine Theater der DDR berichten wir vom „Theater-Kombinat" Görlitz-Zittau:

Der doppelte Intendant

Entspricht die aus dem vorigen Jahrhundert übernommene Praxis des Stadttheaterbetriebes mit seinen drei Kunstgattungen Schauspiel, Oper, Operette noch den kulturellen Bedürfnissen des Zuschauers im Sozialismus? Ist die Zersplitterung in viele kleine, teilweise in provisorischen Spielstätten untergebrachte Ensembles ökonomisch und qualitativ noch zu rechtfertigen und zu verantworten? Anfang der sechziger Jahre führten solche ersten Überlegungen zur Reorganisation einiger Theater unserer Republik. Dabei gibt es drei Modelle: Erstens die Auflösung des betreffenden Ensembles und die Bespielung des Ortes durch das größere Nachbartheater – meist der Bezirkshauptstadt (Schwerin bespielt Wismar, Rostock fährt nach Güstrow und Gera nach Greiz) –, dann die Trennung der Kunstgattungen in Sprech- und Musiktheater, die in regelmäßigen Gastspielaustausch treten (Quedlinburg–Halberstadt), und drittens die direkte Zusammenlegung zweier Theater unter einer Leitung (Görlitz-Zittau).

Fünf Jahre nach dieser Reorganisation stellen wir an Hand eines Beispiels die Frage nach dem Gelingen oder Mißlingen, nach den Erfolgen und Mißerfolgen, nach hiervon abzuleitenden und anderswo zu praktizierenden Ergebnissen und Lösungen.

Ein Intendant und zwei Häuser

Armin Roder ist seit einem halben Jahr neuer Intendant des Gerhart-Hauptmann-Theaters Görlitz-Zittau. Er hat sein Intendanzbüro zwar in Görlitz, aber er ist ebenso wie seine künstlerischen und technischen Vorstände mehrmals in der Woche in Zittau. Die Leitungssitzungen finden im regelmäßigen Turnus in Görlitz statt, da hier die Mehrzahl der Vorstände – bedingt durch den größeren musikalischen Apparat, der in Görlitz ansässig ist – ihren Sitz hat. Im Hause Zittau arbeitet und probiert das Schauspielensemble. Im Prinzip ist es so, daß der musikalische Apparat in Görlitz und der des Sprechtheaters in Zittau probiert. Gelegentlich erlebt ein Stück aber auch seine erste Premiere im Nachbarhaus, was bedeutet, daß mindestens ein Zeitraum von einer Woche zu Umsetzungsproben zur Verfügung steht. Entgegen dem Abstecherbetrieb der „normalen" Dreispartentheater wird ein Stück in einer der beiden Städte erst abgespielt, bevor es in der anderen Stadt seine Premiere erlebt. Die technischen Einrichtungen der beiden Häuser differieren natürlich: Görlitz ist ein alter Theaterbau, der gerade jetzt seine Rekonstruktion erlebte, für die unser Staat vier Millionen zur Verfügung stellte, während das Haus Zittau über Drehbühne und zwei große Bühnenwagen für komplette Dekorationen verfügt. Die Bühnenraumlösungen und Einrichtungsvarianten müssen also zwangsläufig immer beiden Häusern angepaßt werden. Im Augenblick macht die vorsintflutliche Beleuchtungsanlage des Hauses Zittau Kummer, nachdem das Haus Görlitz ein hochmodernes, lochkartengesteuertes Lichtstellgerät für anderthalb Millionen Mark innerhalb der Rekonstruktionsmaßnahmen erhalten hat (nach dem Großen Haus in Dresden das zweite in unserer Republik).

Das A und O: die künstlerische Qualität

Nicht nur für den Intendanten und sein Ensemble steht heute eindeutig fest, daß die vor fünf Jahren durchgeführte Reorganisation die Qualität der Aufführungen erhöht hat. Gab es in der ersten Zeit bei den Zittauer Theaterbesuchern aus einem falschen Lokalpatriotismus, verursacht durch den Verlust des eigenen musikalischen Apparats, gegenteilige Meinungen, so anerkennen heute Bevölkerung, Bürgermeister, Rat der Stadt und Stadtverordnetenversammlung die Qualitätssteigerung durch das Zusammenlegen. Und auch für den Nichtfachmann wird sofort klar, daß man mit einem Ensemble von 30 Schauspielern andere Stücke – und die wiederum besser – aufführen kann als mit zwei Ensembles von 18 beziehungsweise 16 Schauspielern. Die Probenzeiten sind zudem länger geworden, weil man nicht mehr so viele Stücke in einer Spielzeit infolge des Austausches herausbringen muß: Hatte man früher für eine Inszenierung knapp vier Wochen Zeit, so sind es heute sechs bis sieben Wochen. Ferner brauchen sich die Regisseure nicht mehr um die kostbare Bühne zu streiten: Ein Stück wird jetzt von vornherein in Originalmaßnahmen und -distanzen

auf der Hauptbühne probiert, wodurch die zeitraubenden Übertragungen und damit verbundenen Änderungen fortfallen.

Neue Formen der Theaterarbeit

Die Reorganisation ermöglicht aber auch ganz neue Spielplanprojekte: Görlitz-Zittau ist das zweite Berufstheater, das ein so anspruchsvolles Werk des zeitgenössischen Opernschaffens wie „Die weiße Rose" infolge seines Stellenplanes im Solopersonal und im Orchester (aus den 40 Musikern vor der Reorganisation wurden 55) in den Spielplan aufnehmen konnte. Und die Besetzung eines Stückes wie Brechts „Kaukasischer Kreidekreis" in der Inszenierung zweier junger Regisseure (Klaus Erforth und Alexander Stillmark vom Berliner Ensemble) ist aus ebendiesen Gründen überhaupt erst möglich geworden. Eine längere, intensivere Vorbereitungs- und Probenzeit erlaubt jetzt auch – gemäß den Staatsratsbeschlüssen zu Fragen der Kultur – die Einbeziehung an der Theaterarbeit interessierter Berufsgruppen und Gremien. So nahm bei den konzeptionellen Vorbereitungen zum „Kreidekreis" eine Forschungsbrigade vom VEB Textima Zittau teil. Nach Abschluß eines ersten Arbeitsstadiums stellten die Regisseure und das Schauspielensemble in einer öffentlichen Probe dieser Brigade, der SED-Kreisleitung und einem Theateraktiv der Energiefachschule Zittau das Ergebnis zur Diskussion, woran sich eine lebhafte Aussprache mit konkreten Änderungsvorschlägen anschloß.

Ungelöste Schwierigkeiten

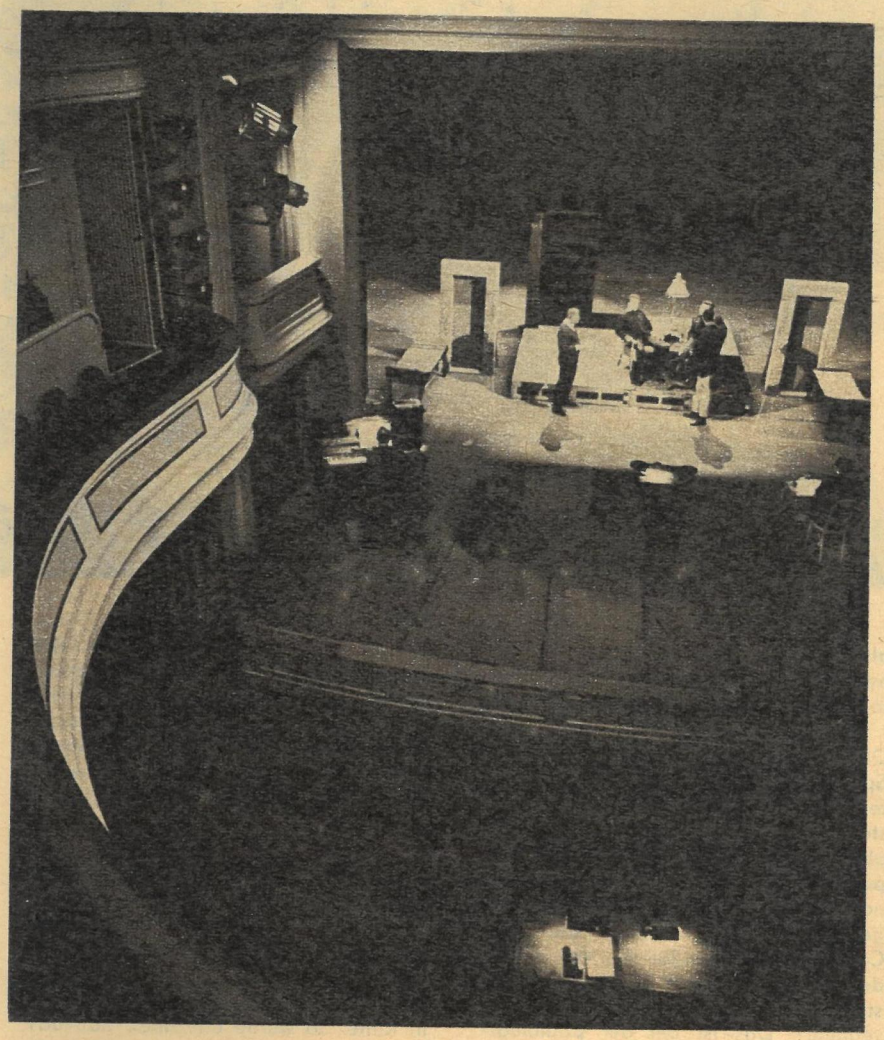
Die Reorganisation hat natürlich auch Probleme zur Folge, die bis heute noch nicht gelöst wurden. So bedauern der Intendant und sein Chefdramaturg die durch die Fusion bedingte Trennung der Ensembles: „Die Kollegen der beiden Sparten begegnen sich eigentlich nur zur Premiere und in Ostritz, wenn die Busse aneinander vorbeifahren!" Auch erlaubt diese konsequente Trennung beispielsweise nicht die gemischte Besetzung der Gattung Musical mit Schauspielern und Sängern. Das Hauptproblem aber stellen die Fahrstunden dar: In der Spielzeit entfallen laut Statistik auf jeden Kollegen 400 Fahrstunden.

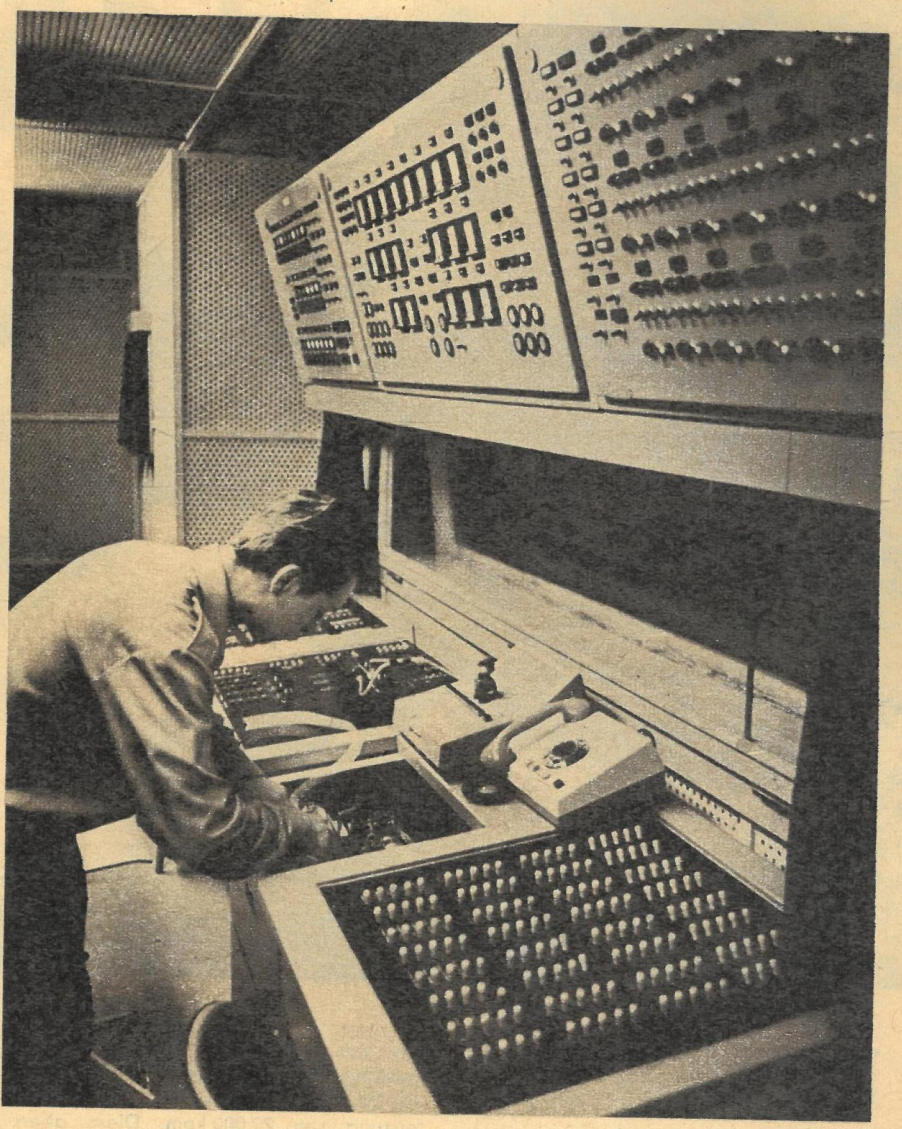
„Billiger ist es nicht geworden!"

Im Jahre 1962, dem letzten Jahr des selbständigen Bestehens beider Theater als Dreispartentheater, betrugen die Ausgaben des Stadttheaters Zittau 1 646 300 und die des Görlitzer Theaters 1 913 200 Mark. Der Plan 1968 sieht für die Ausgaben des „Theater-Kombinats" einen Betrag von 3 617 200 Mark vor. „Billiger ist es also nicht geworden!" das sagt auch der Intendant; aber spielten beide Häuser im letzten Jahr vor der Reorganisation zusammen 833 Vorstellungen, so waren es 1964 nur noch 585. Das ist zwar scheinbar weniger, bedeutet aber beim Übergang von zwei Dreispartentheatern zu einem reorganisierten Zweispartentheater eine Steigerung von 40,4 Prozent je Ensemble. 1962 war das Stadttheater Zittau mit 64, das Theater Görlitz mit 72,2 Prozent ausgelastet; 1964 war die Auslastung des Hauses Zittau bereits auf 78,8, die des Hauses Görlitz auf 80,6 Prozent gestiegen. Die Zahlen geben wohl den schlagendsten Beweis für die Steigerung der künstlerischen Qualität und damit für den Wert der Reorganisation, die eben keine primär ökonomische Maßnahme war. Während in der Bundesrepublik aus ökonomischen Gründen im gleichen Zeitraum viele Theater Pleite machten und eingingen, weil ihnen die staatlichen oder städtischen Zuschüsse gekürzt oder gestrichen wurden, stieg bei uns unter nicht veränderten ökonomischen Bedingungen die Qualität der Aufführungen – gemäß unserer Auffassung von der Kultur- und Theaterarbeit im Sozialismus.

Text: Peter Brähmig
Fotos: Paul Friedemann

Das Foto von Intendant Armin Roder charakterisiert optisch das „Theaterkombinat" Görlitz-Zittau. Ein Intendant, zwei Häuser. Mehr Zeit für Inszenierungen, höhere Qualität – Modell für die Zukunft? Vier Millionen Mark erhielt das Theater in Görlitz vom Staat. Das Ergebnis: Der alte Theaterbau verwandelte sich innen in eine der modernsten Spielstätten der DDR (Fotos rechts). Den Nutzen haben auch die Schauspieler von Zittau – beide Ensembles spielen wechselseitig in ihren Häusern. (Bild unten: Inszenierung des „Kaukasischen Kreidekreises" – Regie hatten zwei Gäste vom Berliner Ensemble).





Das Theater-Profil

Das Gerhart-Hauptmann-Theater Görlitz-Zittau spielte im Jahre 1966 (einschließlich der Konzerte) 575 Vorstellungen und erzielte bei einer Auslastung von 79,7 Prozent (Haus Görlitz) und 75,7 Prozent (Haus Zittau) bei einem Besucherstand von 307 391 eine Gesamteinnahme von 892 600 Mark. Das bedeutet einen Gesamtzuschuß von 2 919 200 Mark und einen Zuschuß je Besucher von 8,48 Mark und je Vorstellung von 4532 Mark.
(Das Jahr 1966 wurde für die Statistik gewählt, weil durch die Rekonstruktionsmaßnahmen des Hauses Görlitz im Jahre 1967 und teilweise 1968 die Platzkapazität infolge der Interimsspielstätten zurückging. Das fand auch seinen Niederschlag in der Planauflage.)

GROSSES HERZ – KRANKES HERZ? (III)

Wie gelebt, so gestorben

(Französisches Sprichwort)

Stellen Sie sich vor, wir würden Ihnen zumuten, einen normalen Güterwagen ohne technische Hilfsmittel um einen Meter zu heben. „Unmöglich!" riefen Sie voller Überzeugung und führten vielleicht mit dem Zeigefinger die bewußte Bewegung zur Stirn aus. Doch lassen wir das. Das Ansinnen ist nicht nur nicht unmöglich, sondern Sie setzen es täglich in die Tat um. Genauer: nicht Sie im eigentlichen Sinne, sondern Ihr Herz! Und dabei verausgabt es sich keineswegs. Diese Mammutleistung entspricht dem Durchschnitt.
Jede Arbeit, die wir ausüben, erfordert einen erhöhten Sauerstoff- und damit Blutbedarf für das arbeitende Organ im besonderen und für den Körper im allgemeinen. Damit versteht sich auch eine vermehrte Leistung des Kreislaufes und des Herzens. Je Minute und in „Ruhestellung" pumpt das Herz etwa fünf Liter Blut in den Kreislauf. Innerhalb von 24 Stunden sind dies bereits 7000 Liter. Nehmen wir jede Kontraktion des Herzens mit 0,2 kpm in der Leistung an, dann bedeutet das bei 70 Puls in der Minute eine Tagesleistung von 20 000 kpm. Diese aber genügen, um den bewußten Güterwagen zu heben. Im Laufe von 60 Jahren pumpt unser Herz 155 Millionen Liter Blut, das ist eine Arbeit von 455 Millionen kpm, und diese würden genügen, den Güterwagen 22 500 Meter hoch zu heben. Man nimmt an, daß bei Sportlern oder schwer arbeitenden Menschen die tägliche Literleistung bis auf 20 000 steigt.

Der normale Herzmuskel ist in seiner Funktion den Bedürfnissen des Organismus wunderbar angepaßt. Unter bestimmten pathologischen Bedingungen aber (Herzklappenfehler, Belastungen durch erhöhten Blutdruck, Anämien) muß das Herz, um eine gleichbleibende Blutversorgung zu gewährleisten, vermehrt arbeiten. Bleibt diese Belastung über einen längeren Zeitraum bestehen (mehrere Wochen bis Jahre), tritt zwangsläufig eine ständige Überlastung des Herzens auf, die schließlich zu einer erheblichen Vermehrung der Muskelmasse des Herzens (normales Gewicht: 300 Gramm), also zu einer Hypertrophie führt (Sporthypertrophie: 500 Gramm; pathologische Hypertrophie: bis 800 Gramm).

Doch hier zunächst einige Sätze zur Sporthypertrophie, zu dem sogenannten Sportlerherz, um etwaige Mißverständnisse auszuschließen. Unter physiologischen Belastungen des Körpers (Leistungssport) kommt es ganz natürlich zu einem Anstieg des Herzgewichtes. Aber hier sind auch die Coronargefäße, die für die Versorgung des Herzmuskels mit Blut und Sauerstoff zuständig sind, gleichermaßen vermehrt. Das ist bei der pathologischen Hypertrophie nur bis zu einem bestimmten Gewicht der Fall. Danach aber kommt es zu einer allmählichen Schädigung des Herzmuskels, die bis zum völligen Versagen führen kann – das Herz wird insuffizient.

Wenn bei sportlichen Höchstleistungen täglich 20 000 statt 7000 Liter durch den Körper gedrückt werden, so bedeutet das aber nicht einfach, daß das Herz nun die dreifache Leistung vollbringt. Beim hochtrainierten Sportlerherz entwickelt sich ein sogenannter Schongang, der durch gewisse Impulse des Zentralnervensystems entsteht, die wiederum über das vegetative Nervensystem am Herzen wirken. Dieser Schongang äußert sich in niedriger Pulszahl und niedrigem Blutdruck sowie einer sehr günstigen Sauerstoffausnutzung des Blutes in der Muskulatur. So ist durch diese Anpassung das Herz in der Lage, vorübergehende Höchstleistungen in Ruhezeiten zu kompensieren. Durch diese überaus ökonomische Einteilung kann die gesamte Tätigkeit des Herzens (kpm) trotz der zusätzlichen Belastung beim Sportler niedriger liegen als beim Untrainierten in Ruhe. So wurde errechnet, daß das Sportherz in Ruhe nicht täglich 20 000 kpm leistet wie das normale Herz, sondern dieselbe Wirkung mit nur 7000 bis 10 000 kpm erreicht.

Ganz anders jedoch verhält sich das krankhaft erweiterte Herz. Um nun die Vorgänge, die zur Hypertrophie und zur Insuffizienz führen, experimentell untersuchen zu können, wurden in Berlin-Buch und in Zusammenarbeit mit dem Institut für normale und pathologische Physiologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR in Moskau Versuche an künst-

lich geschädigten Hunde-, Kaninchen- und Rattenherzen unternommen. Zu diesem Zweck wurde die Bauchhöhle des Tieres geöffnet und seine Aorta (Hauptschlagader) mit einem Perlonband oder Metallring umschnürt und plötzlich oder allmählich verengt.

Gewiß werden empfindsame Leser an dieser Stelle Mitleid mit den Tieren haben. Doch scheint das Gefühl fehlgeleitet. Vielmehr sollten wir unsere Herzen bedauern. Denn was in dieser Prozedur, die den Tieren nicht bewußt wird, künstlich provoziert wird, praktizieren wir mit unserem Herzen täglich: Jeder unvernünftige Nikotin-, Kaffee-, Alkoholgenuß, fettes Essen, jedes ohne Spaziergänge verbrachte Wochenende legt den Perlonfaden nicht nur an, sondern schnürt ihn auch etwas fester. So gesehen und wenn der makabre Vergleich gestattet ist: Jeder trägt seinen privaten Galgen mit sich herum. Allerdings können wir von diesem privaten Galgen wieder heruntersteigen, wenn wir uns rechtzeitig zu einem biologischen Lebenswandel bekennen. Natürlich soll damit nicht Gesundheitsfanatikern, die narzißhaft in ihren eigenen Körper verliebt sind und um die Gesundheit einen übertriebenen Kult entfalten, das Wort geredet werden. Vielmehr kommt es auf eine harmonische Lebensweise an, auf das ausgewogene goldene Mittel. Dabei wird die Entwicklung einer sozialistischen Persönlichkeit einen entscheidenden Anteil haben – eine vernünftige, von Extremen freie Einstellung zum Organismus, wie sie der Staatsratsbeschluß über die Aufgaben der Körperkultur und des Sports bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus in der DDR beinhaltet.

Kehren wir zum Tierversuch zurück. In der verengten Aorta steigt der Blutdruck an, da durch die enge Stelle die gleiche Menge Blut in der gleichen Zeit muß. Dieser Vorgang ist mit einem Fluß zu vergleichen, der ruhig und breit dahinströmt, plötzlich aber seine Wassermassen durch eine schmale Felsenenge zwingt; die Strömung wird reißender, der Druck steigt. Sie merken auch den Wasserdruck, wenn Sie versuchen, einen spritzenden Gartenschlauch zuzudrücken. Und endlich leistet eine Pumpe weniger Arbeit, wenn sie die Flüssigkeit durch ein breites Rohr drückt, als durch eine Engstelle.

Das Herz muß nun, um die gleiche Leistung zu vollbringen – denn der Körper braucht ja die gleiche Blutmenge –, wesentlich kräftigere Kontraktionen ausführen. Die meisten Tiere reagierten mit einer Vermehrung der Herzmuskelmasse, die nach einem halben Jahr schon 50 Prozent betrug. Die Tiere hatten sich also angepaßt, ihre Herzen waren hypertrophiert. Zunächst litt das körperliche Leistungsvermögen der Hunde nur unwesentlich. Nach einigen Monaten fanden sich aber charakteristische Veränderungen in den Muskelzellen des Herzens.

Eine normale Herzmuskelzelle besteht aus dem kontraktilen Apparat der Muskelstruktureiweiße, den Myosin- und Aktinfilamenten, die sich unter starkem Energieverbrauch verkürzen. Die Energie wird von einem Zellorganell geliefert, das in großen Mengen zwischen den Myofibrillen angeordnet ist, den Mitochondrien. Sie können als die Kraftwerke der Zelle bezeichnet werden, denn sie liefern in einem äußerst komplizierten Prozeß energiereiche organische Phosphatverbindungen, die bei der Muskelarbeit unter Verwertung der dabei frei werdenden Energie gespaltet werden.

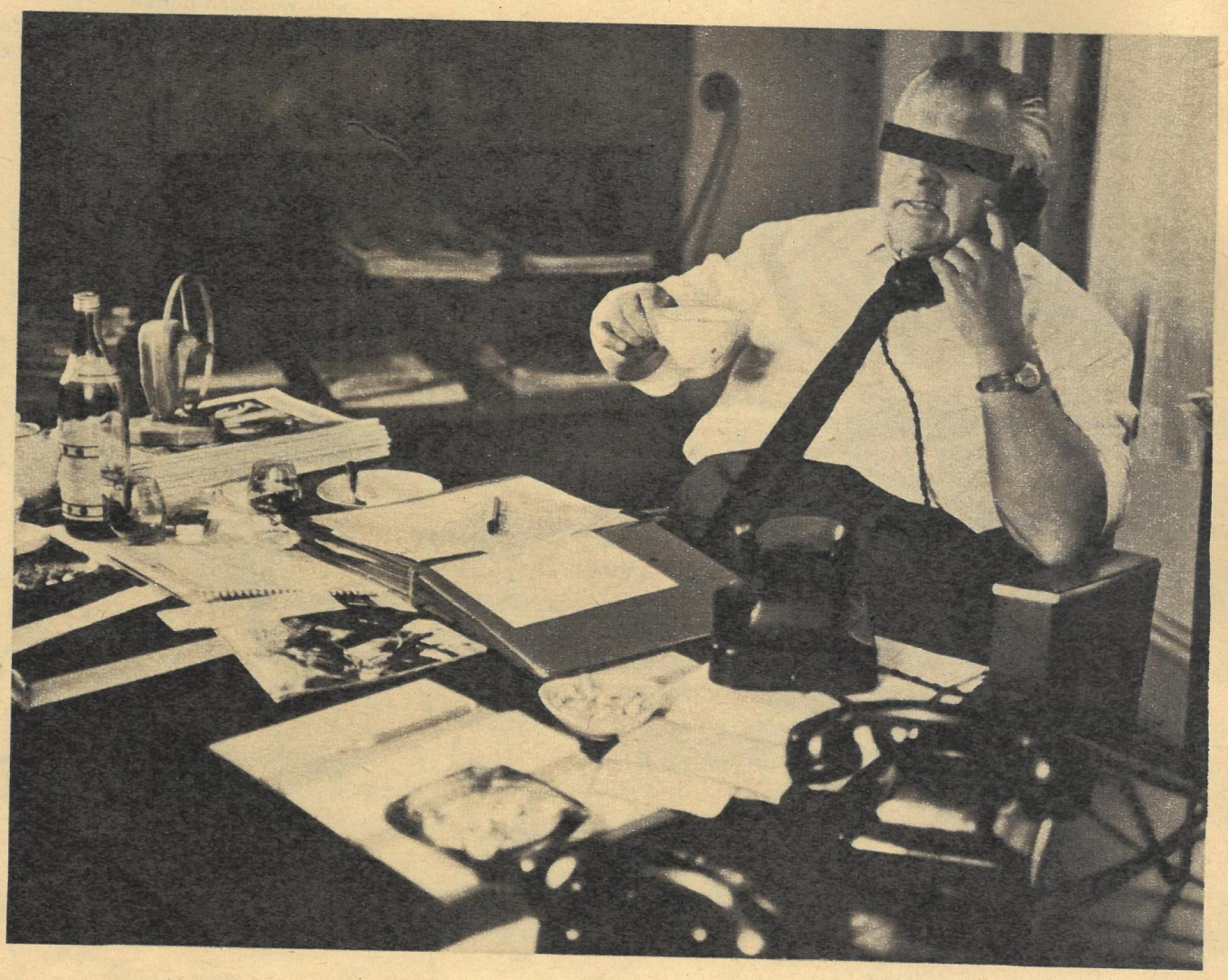
Diese Kraftwerke der Zellen werden bei der Hypertrophie manchmal zuerst geschädigt. Ihre Innenstruktur lockert sich auf. Vor allem aber wird das Verhältnis der Mitochondrienmasse gegenüber dem Volumen der kontraktilen Elemente zuungunsten der Kraftwerke verändert. Das bedeutet, daß trotz der vergrößerten Muskelmasse und der höheren Arbeitsleistung die Energiebereitstellung nicht damit Schritt hält – das Kraftwerk wird überlastet. Allerdings wirkt sich die Stromsperre eines Zellkraftwerkes weitaus verheerender aus als eine Abschaltung im städtischen Elektrizitätswerk.

Trotz dieses sich herausbildenden Mißverhältnisses zwischen Energieangebot und -nachfrage dauert es bei Kaninchen 4 bis 10 Monate, bei Hunden 1,5 bis 2 Jahre, bis sich auf dem Wege des Herzversagens ein weiteres Stadium herausbildet, das nach Untersuchungen des Moskauer Institutes durch die verminderte Kontraktionsfähigkeit des Herzens infolge Störung der Energiebildung und -verwertung ausgezeichnet ist. In dieser Etappe kommt es schon zur Herzinsuffizienz, zur ungenügenden Leistungsfähigkeit des Herzens.

Allein die bisher vom Institut für Kreislaufforschung gefundenen Veränderungen während der Hypertrophie haben große Bedeutung, können jedoch nicht den gesamten Komplex des Herzversagens erklären. Ein weiterer Schwerpunkt in der Forschung ist deshalb die Untersuchung der bei Herzhypertrophie gesteigerten Synthese der Herzmuskeleiweiße und der diese Steigerung auslösenden chemischen Faktoren. Daß eine Stimulierung der Aktivität des genetischen Apparates vorliegt, möglicherweise gefolgt von einer Hemmung im Stadium der Herzinsuffizienz, wurde bereits entdeckt.

Welcherart diese Veränderungen sind, ist allerdings noch weitgehend unbekannt. Umfangreiche Institutsforschungen sollen darüber in absehbarer Zeit einige Klarheit schaffen.

Wird fortgesetzt

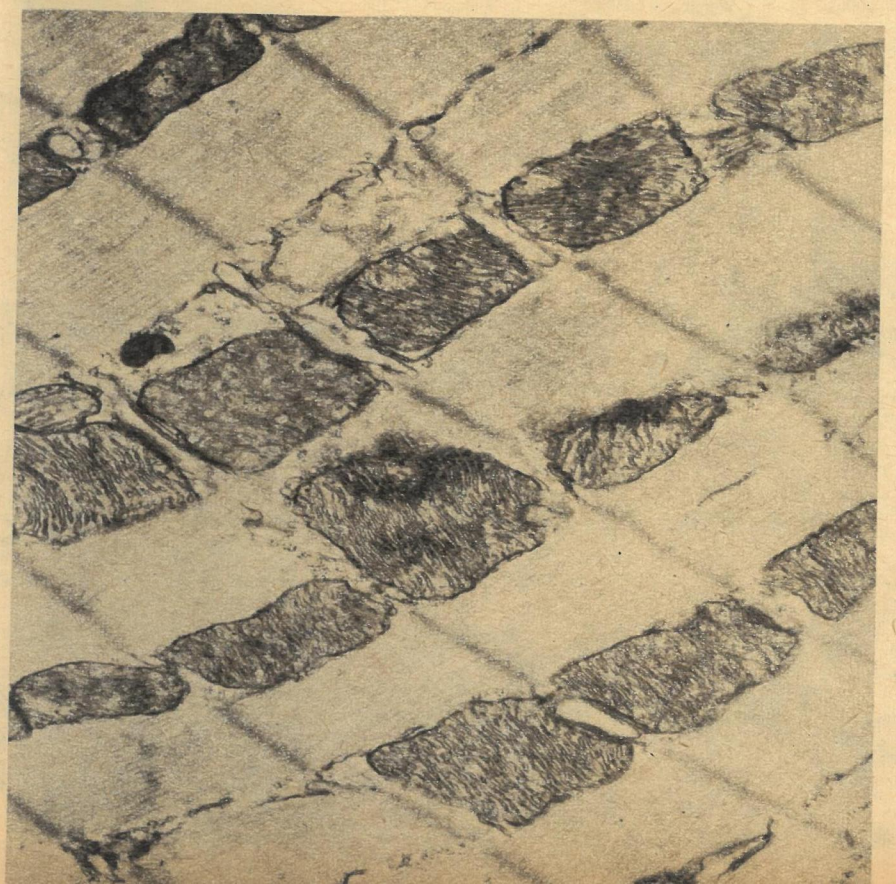


Um den Blutdruck künstlich zu erhöhen, wird die Bauchhöhle der Ratte geöffnet und ihre Aorta (Hauptschlagader) mit einem Perlonband oder Metallring umschnürt und plötzlich oder allmählich verengt. Die meisten Tiere reagieren mit einer Vermehrung der Herzmuskelmasse, die nach einem halben Jahr schon 50 Prozent betragen kann.

Unvernünftiger Nikotin-, Kaffee-, Alkoholgenuß, fettes Essen, Bewegungsmangel schnüren den Perlonfaden auch um unsere Gefäße fester – der Blutdruck steigt. Das Herz muß nun bedeutend kräftigere Kontraktionen ausführen, um das Blut durch die verengten Gefäße zu drücken, es wird in ungebührlichem Maße belastet.

Die Energie zum Schlagen des Herzens wird von einem Zellorganell geliefert, das zwischen den Myofibrillen angeordnet ist – den Mitochondrien. Sie sind die eigentlichen Kraftwerke der Zelle. Unser Bild zeigt eine elektronenmikroskopische Vergrößerung einer normalen Rattenherzzelle mit Myofibrillen und Mitochondrien.

▽



Wissenschaftliche Beratung:
Dr. W. Schulze
Bild: Volkmar Billeb
Manuskript: Wolfgang Winkler
Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kreislaufforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften

KÖNIGIN DER OASEN

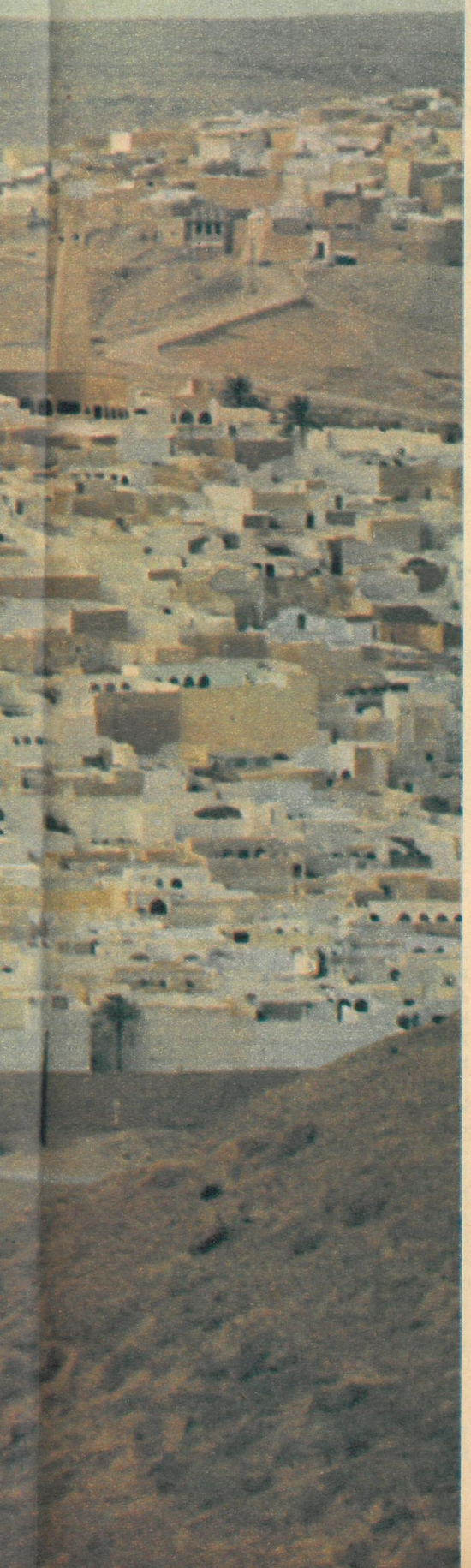
Überall in der Sahara und an den Küsten Nordafrikas kennt man den Stamm der Mozabiten durch ihre tüchtigen Kaufleute. Man weiß vom Reichtum des Händlerstammes. Aber ihre geheimnisvolle Heimat, das steinige Hochland von Mzab in der Algerischen Sahara mit der Hauptstadt Ghardaja, ist eine fast unbekannte Welt für sich. Sie wählten sie sich selbst, als sie vor tausend Jahren wegen ihrer besonderen Auslegung des Islam im Norden verfolgt wurden. Nach langen Irrfahrten durch die Wüste fanden sie hier Ruhe, jedoch boten die Oasen keine ausreichende Existenzgrundlage. So gründeten die Männer Handelshäuser an der Küste. Alle zwei Jahre kehren sie in der Regel zu ihren Frauen zurück, die das Gebiet des Mzab nicht verlassen dürfen.

Ghardaja sei die Königin der Oasen, sagen ihre Bewohner. Niemand aber erfuhr, ob sich ihre Behauptung nur auf den Fünfstädtebund beschränkt, denn vier weitere kleinere Städte liegen in der unmittelbaren Nachbarschaft Ghardajas. Von allen ist Ghardaja wohl die größte und wichtigste und deshalb Hauptstadt. Die seltsamste der fünf weißgetünchten und ummauerten Städte aber ist das heilige Beni-Isguen. Sie besitzt blühende Gärten und einen Hain mit 26 000 Dattelpalmen. Seit Gründung der Stadt haben sich in ihren Mauern strenge Grundsätze gehalten. Es darf kein Fremder in der heiligen Stadt wohnen und übernachten. Bei Sonnenuntergang schließen sich die Tore. Jeder Gast wird freundlich aber bestimmt aufgefordert, die Mauern zu verlassen und die heilige Ruhe zu respektieren. Es darf nicht gelacht, nicht musiziert und nicht getanzt werden. Rauchen ist ebenso streng verboten.

Nähert sich der Gast den Oasen-

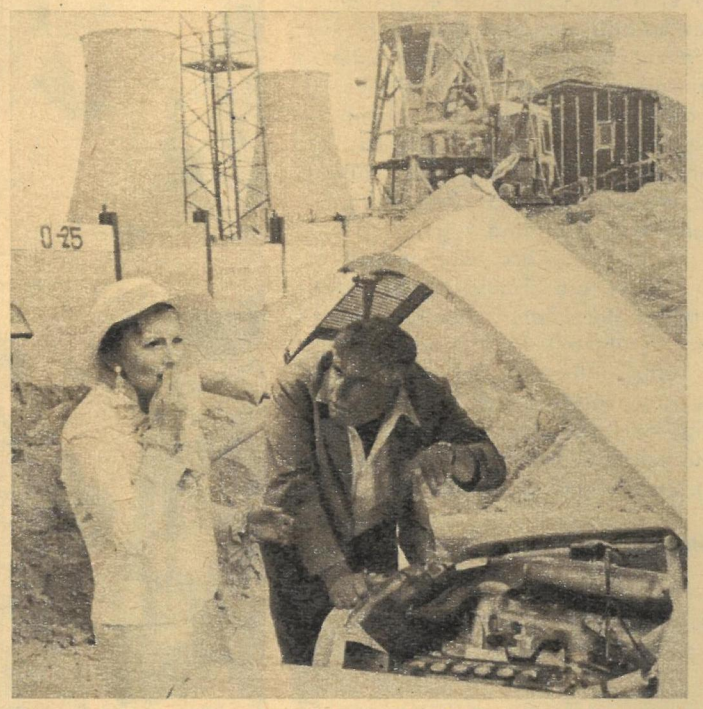
städten, begleiten ihn bald eigenartige Töne, von den Bewohnern die Musik des Mzab genannt. Es ist das Geknarre und Gepfeife von Tauen und Holzrädern an 3000 Brunnen, aus denen mit Hilfe von Kamelen und Eseln über ein primitives Schöpfsystem das Wasser heraufgezogen wird. Und wer sind die wichtigsten Gäste der Oasenstädte? Kamelkarawanen, Nomaden und immer mehr auch Lastwagenkolonnen und Busse müssen, wenn sie durch die Sahara von Algier nach Mali und Niger gelangen wollen, den Wüstenort passieren. Auch die Trasse Quargla–Rabat führt über Ghardaja. Auf dem berühmten Markt, den weithin das Minarett der Moschee überragt, vollzieht sich dann tagelang ein schwungvoller Handel, hauptsächlich mit Kamelen, Schafen, Ziegen und Getreide.

Bildbericht: Thomas



TELE-

Major Sander (J. Frohriep) erhält vom Agenten-Boß Müller (J. Tomaschewski) einen neuen Auftrag.



Was sucht Regina Harms (M. v. d. Kamp) bei Hansen (E. Gerberding)?

Gelingt es Major Sander, die schöne Hamida (Penka Tzitzelkowa) für seine Aufgaben zu gewinnen?

Welche Absichten verfolgt die junge Araberin Hamida?

Unternehmen „Aqua"

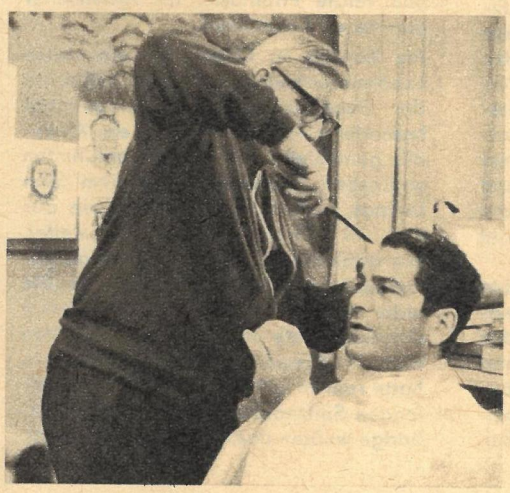
Ein neuer zweiteiliger Fernsehkriminalfilm mit Major Sander. Um Militärspionage ging es bei dem „Mann aus Kanada", um Spionage in der wissenschaftlichen Forschung ging es beim „Treffpunkt Genf".

Nun erleben die Zuschauer des Deutschen Fernsehfunks einen Fall auf dem Gebiet der Wirtschaft, speziell der Außenwirtschaft. Die Geschichte ereignet sich in einem Land des Nahen Ostens, das sich – wie viele dieser Länder – im nationalen und sozialen Aufbruch befindet. Mit Hilfe unserer Republik wird in diesem Land ein großes Kraftwerk errichtet. Dieses Projekt soll ein Modell werden, mit dem gleichzeitig eine Visitenkarte über die technische und industrielle Leistungsfähigkeit der DDR abgegeben wird. Aus politischen und wirtschaftlichen Interessen will Bonn dieses Projekt zunichte machen und hat dafür den Bundesnachrichtendienst eingeschaltet. Ein zuverlässiges Team wird eingesetzt, darunter Regina Harms, eine gut aussehende Vierzigerin, eine Frau mit Energie, großer innerer Disziplin und kühler Entschlossenheit. Ihr ist jedes Mittel recht, den Auftrag auszuführen. Bald bringt sie sämtliche Pläne in ihren Besitz. Wo wird nun der Feind seinen ersten Sabotagevorstoß unternehmen? In einem volkseigenen Betrieb, in dem wichtige Aggregate hergestellt werden, oder auf dem riesigen Bauplatz in jenem arabischen Land? Major Sander, als Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit beim Bonner Geheimdienst tätig, steht mit an der Spitze dieses Sabotageunternehmens und damit vor einer schwierigen Aufgabe, bei der es für ihn – wie auch für andere – um Leben und Tod geht.

Da große Passagen dieses erregenden und spannenden zweiteiligen Films in orientalischem Milieu spielen, war natürlich ein entsprechendes Kolorit erforderlich. Rudi Kurz, Drehbuchautor und Regisseur, hat daher, bis auf eine Ausnahme, die arabischen Rollen mit Arabern – vor allem Studenten, die zur Zeit an Universitäten in unserer Republik studieren, also mit Laien – besetzt. Dies schien ihm sinnvoller, als „verkleidete" Schauspieler aus der DDR einzusetzen. Eine wichtige Rolle wurde dem Studenten an der Filmhochschule El Kadi übertragen. Die eine Ausnahme bei jenen Rollen bildet eine junge bulgarische Altphilologin und Archäologin. Sie spielt die zweite weibliche Hauptrolle, die junge Araberin Hamida. Jürgen Frohriep wird selbstverständlich wieder als Major Sander zu sehen sein, die Agentin Harms wird von Marion van de Kamp verkörpert.

Text: H. Müller
Fotos: DFF

SPIEGEL



Bevor aus Otto Mellies ein Lawritzkij aus dem „Adelsnest" (Szenenfoto mit Friedel Nowack) wird, muß er vom Maskenbildner Günther Fesecke „echt" gemacht werden.

Von Springer ins „Adelsnest"

Gespräch mit Otto Mellies

Der Deutsche Fernsehfunk bringt in diesen Tagen mit der Dramatisierung des Romans „Adelsnest" ein weiteres Werk von Turgenjew zur Sendung. Sie spielen darin die Rolle des Lawritzkij.

Ja. Ich habe diese Rolle gern übernommen. Erstens war es für mich reizvoll, wieder einmal nach längerer Zeit eine klassische Rolle spielen zu können. Dieser Lawritzkij ist eine interessante Figur, ein Mensch, der erkennt, daß sich Neues anbahnt, neues Leben kommt, aber selbst nicht mehr die Kraft hat, sich zu beteiligen, diesem Neuen zum Durchbruch zu verhelfen. Zweitens ist es für einen Schauspieler immer eine Freude, mit liebgewordenen Partnern zusammenzuarbeiten. Meine Partnerin in „Adelsnest" ist Larissa Lushina. Wir verkörpern ein Ehepaar.

In welchen Fernsehfilmen oder Fernsehspielen werden die Zuschauer Sie demnächst noch erleben?

Der Deutsche Fernsehfunk bereitet den vierten Teil des Springerfilms vor, der im Zeitraum bis zum 13. August 1961 spielt und in dessen Mittelpunkt die Auseinandersetzung mit der Rolle des Springer-Konzerns bei der Vorbereitung aggressiver militärischer Aktionen gegen die DDR sowie mit den Methoden der Meinungsmanipulationen unter der westdeutschen Bevölkerung steht. Ich werde also wieder als Hans Herbert Ahlsen zu sehen sein.
Die bekannte „Geheimkommando"-Serie wird ebenfalls fortgesetzt, mit einem Geheimkommando Wissenschaft, das den Titel „Geheime Spuren" trägt. Die Zuschauer können erleben, welche Aufgaben für das bekannte Trio Bernd Roland, den ich wieder spiele, Toni Burian und den sowjetischen Kundschafter Boris in der Zeit vom 30. April 1945 bis zum Frühjahr 1946 stehen.

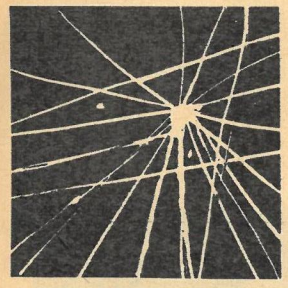
Gibt es außerdem in diesem Jahr weitere Pläne für das Fernsehen?

Zunächst nicht. Ich möchte mich für die nächste Zeit am Bildschirm etwas rar machen, denn bekanntlich bringt das Fernsehen für jeden Künstler, der hier sehr viel beschäftigt ist, die Gefahr der Abnutzung mit sich. Und dieser Gefahr möchte ich entgehen.

Werden Sie auch weiter Theater spielen?

Selbstverständlich. Nach wie vor ist meine Bindung zum Deutschen Theater Berlin vorhanden. So werde ich in nächster Zeit weiter in den Stücken „Die Millionärin", „Zwischenfall in Vichy" und in „Iphigenie auf Tauris" im Deutschen Theater auf der Bühne stehen. Es gibt für mich die Möglichkeit, auch in einer neuen Inszenierung des Deutschen Theaters mitzuwirken.

Fotos: K. Winkler



Licht aus dem Unsichtbaren

TATSACHENBERICHT
VON DR. CHRISTIAN HEERMANN 2

Nobelpreis für den Fußballspieler

„Dem bekannten Fußballspieler Niels Bohr wurde in Stockholm der Nobelpreis verliehen." Das schreibt eine Kopenhagener Zeitung im Jahre 1922. Sie trägt damit der Tatsache Rechnung, daß für breite Kreise der dänischen Öffentlichkeit der Name Niels Bohr mit der Gloriole des erfolgreichen Nationalspielers umgeben ist. Die Zeiten lagen noch gar nicht allzu lange zurück, als der nunmehrige Nobelpreisträger zusammen mit seinem Bruder Harald, einem weltbekannten Mathematiker, in den Reihen der dänischen Nationalmannschaft kämpfte. Für sein virtuoses Können am runden Leder hatte er den Preis der schwedischen Akademie allerdings nicht erhalten.

Durch die Entwicklung eines anschaulichen Modells, das viele Vorgänge im Atom erklärte und das als „Wappenzeichen des Atomzeitalters" bezeichnet wurde, war Niels Bohr der prominenteste Wissenschaftler seines Landes geworden. Das „Universitets Institut for Teoretisk Fysik", Kopenhagen, Blegdamsvej Nummer 15, erst im Jahre 1921 gegründet, hatte sich rasch zu einem „Mekka der Atomphysiker" entwickelt. In der Fachwelt noch unbekannte oder bereits berühmte Wissenschaftler reisten zu kürzeren oder längeren Studienaufenthalten in die dänische Hauptstadt. Die späteren Nobelpreisträger Werner Heisenberg, Wolfgang Pauli, Paul A. M. Dirac und Lew Landau arbeiteten vorübergehend in dem Bohrschen Institut. Der sowjetische Physiker Joffé schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Viele unserer führenden Theoretiker erinnern sich mit Dankbarkeit der Monate, die sie in Kopenhagen verbracht haben." Und Carl Friedrich von Weizsäcker, ebenfalls ein Student von Niels Bohr, sagt rückschauend: „Wenn man nach einigen Jahren sein Institut verließ, so wußte man etwas über Physik, was man vorher nicht gewußt hatte und auf keine andere Weise hätte lernen können."

Dabei zeichnete sich Professor Bohr durchaus nicht durch überragende rhetorische Fähigkeiten aus. Die Vorlesungen begann er fast immer mit den gleichen Worten: Man müsse von den alten klassischen Vorstellungen in der Physik abgehen. „Die Bohrsche Messe hat begonnen", flüsterten sich die Zuhörer zu. Doch schnell war der Professor am eigentlichen Kern seiner Ausführungen angelangt und legte los – erst in dänischer Sprache, dann auf Englisch, um schließlich nach einigen deutschen Sätzen das Wechselspiel der Sprachen von vorn zu beginnen. Kam Niels Bohr auf besonders wichtige Fragen zu sprechen, wurde seine Stimme leiser. Bei ganz wichtigen Problemen hielt er sich außerdem noch die Hand vor den Mund.

Aber das, was Niels Bohr vorzutragen hatte, war stets etwas ganz Wesentliches, und die Zuhörer nahmen deshalb diese Mängel im Vortrag gern in Kauf. Reichlich entschädigt wurden sie zudem durch die wissenschaftlichen Diskussionen. Der Meinungsstreit, den Bohr meisterhaft beherrschte, wurde ohne Ansehen der Person geführt. Gerade dieses Ringen um restlose Klarheit zu den aufgeworfenen Problemen war es, das Niels Bohr zum faszinierenden Vorbild seiner Schüler und Kollegen werden ließ.

„Ich erinnere mich an viele Diskussionen mit Bohr, die bis spät in die Nacht dauerten und fast in Verzweiflung endeten", sagt Werner Heisenberg. Dabei ging es in diesen Diskussionen keinesfalls etwa darum, daß Niels Bohr seinen Gästen irgendeine selbstverständliche physikalische Erscheinung erläutern wollte. Die Physiker versuchten vielmehr, durch gemeinsame Überlegungen noch unbekannten Naturgesetzen auf die Spur zu kommen.

Dabei verdeutlichte sich gleichzeitig ein neuer Wesenszug der physikalischen Forschung: Die Zeiten, in denen der einsame Gelehrte in seiner stillen Studierstube neue Erkenntnisse fand, waren vorbei. Die Arbeit der Physiker in großen Gruppen setzte sich durch. Aus der gemeinsamen Arbeit erwuchs eine Illusion: Die internationale Familie der Physiker glaubte an ein Weltbürgertum der Wissenschaftler, an eine Unabhängigkeit von Politik und Gesellschaft. Das trügerische Orplid der Unabhängigkeit war keine Grundlage für eine gemeinsame Verantwortung, für eine Zurückweisung der internationalen Reaktion, die ihre Fangarme zum Mißbrauch der Wissenschaft ausstreckte. Nur einzelne Wissenschaftler sahen die Gefahren und ihre Verantwortung. Die Fata Morgana von der internationalen Unabhängigkeit mußte teuer bezahlt werden. Doch es sollten noch einige Jahre vergehen, bis den Physikern in den verschiedenen bürgerlichen Ländern die Rechnung präsentiert wurde.

Die Tendenzen zur Gruppenarbeit zeigten sich gleichzeitig an verschiedenen Orten. In den zwanziger Jahren gab es drei Weltzentren der Atomforschung: Kopenhagen, Cambridge und Göttingen.

Erfolge eines Alchimisten

Das Cavendish-Laboratorium in der englischen Stadt Cambridge war am ältesten. Hier hatte Ernest Rutherford schon vor dem ersten Weltkrieg eine erfolgreiche Forschergruppe geleitet. Niels Bohr war daraus hervorgegangen. Zu den Schülern von Rutherford zählten außerdem so hervorragende Gelehrte wie Otto Hahn und der sowjetische Physiker Pjotr L. Kapitza.

Ernest Rutherford war einer der ganz Großen der modernen Physik. Ein halbes Jahrhundert lang hat er die Entwicklung der Kernphysik entscheidend beeinflußt. Er entwarf das erste Bild vom Aufbau des Atoms: Es besteht aus einem Kern, der elektrisch positiv geladen ist und in dem sich die Hauptmasse des Atoms konzentriert. Dieser Kern ist von einer Hülle aus Elektronen umgeben, die um den Kern kreisen wie die Planeten um die Sonne.

Das war im Jahre 1911. Mit energiegeladenem Ideenreichtum setzte Rutherford seine Arbeit fort. Otto Hahn erinnerte sich später einmal an die Atmosphäre dieser Zeit: „Die Begeisterung und die überschäumende Arbeitskraft Rutherfords übertrugen sich auf uns alle, und das Weiterarbeiten nach dem Abendbrot war eher die Regel als eine Ausnahme."

Im ersten Weltkrieg war Rutherford einer britischen Expertenkommission zugeteilt worden, die Methoden zur Bekämpfung gegnerischer U-Boote entwickeln sollte. Als er zu einer Sitzung dieser Kommission nicht erschienen war und deshalb zur Rede gestellt wurde, erwiderte er mit dem ihm eigenen Temperament: „Moment, please! Ich war gerade an Experimenten, die vermuten lassen, daß das Atom durch menschlichen Eingriff zertrümmert werden kann. Sollte sich das als richtig herausstellen, dann ist diese Entdeckung viel wichtiger als euer ganzer Krieg."

Nur ein Jahr später, 1919, war Rutherford die Erfüllung eines alten Traumes der Alchimisten gelungen. Gold hatte er allerdings nicht hergestellt, sondern nur Sauerstoff, und zwar durch Bestrahlung von Stickstoff mit Alphateilchen. Es war das erste Mal, daß von Menschenhand ein Element in ein anderes umgewandelt worden war. Die künstliche Erzeugung von Gold wäre nunmehr in den Bereich des Möglichen gerückt. Aus den Physikern wurden jedoch keine modernen Alchimisten. Die Aufdeckung weiterer Geheimnisse des Atoms war wertvoller als künstliches Gold. Außerdem wäre ein so großer technischer Aufwand erforderlich gewesen, daß das künstliche Gold mehr als das natürliche gekostet hätte.

Das Laboratorium von Rutherford übte auf die Atomphysiker die gleiche magische Anziehungskraft aus wie das Bohrsche Institut in Kopenhagen. Unter den Wissenschaftlern aus vielen Ländern, die zeitweise in Cambridge arbeiteten, waren auch sowjetische Physiker.

Im Riesenreich des Zaren hatte es vor 1917 ganze fünf oder sechs kleine und hoffnungslos veraltete physikalische Laboratorien gegeben, die zudem noch hauptsächlich für den Lehrbetrieb und weniger für die Forschung vorgesehen waren. Wissenschaftliche Arbeit galt im zaristischen Rußland als Privatangelegenheit der Gelehrten. Staatliche Förderung war unbekannt. Die unter diesen Bedingungen erzielten Ergebnisse sind deshalb um so höher einzuschätzen. Aus einer recht beachtlichen Erfolgsliste sei hier nur das meisterhafte Experiment von P. N. Lebedew angeführt, mit dem er zum ersten Mal den Druck des Lichtes gemessen hat.

Kurz nach der Oktoberrevolution wurden trotz der riesigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten schon die ersten sowjetischen Großinstitute und Laboratorien gegründet. Dabei entstanden auch die ersten Fakultäten für Ingenieurphysik, die es in keinem anderen Land der Erde gab. Mit diesen weitsichtigen Maßnahmen wurde der Startschuß für eine schnelle Entfaltung der Wissenschaften in der Sowjetunion gegeben.

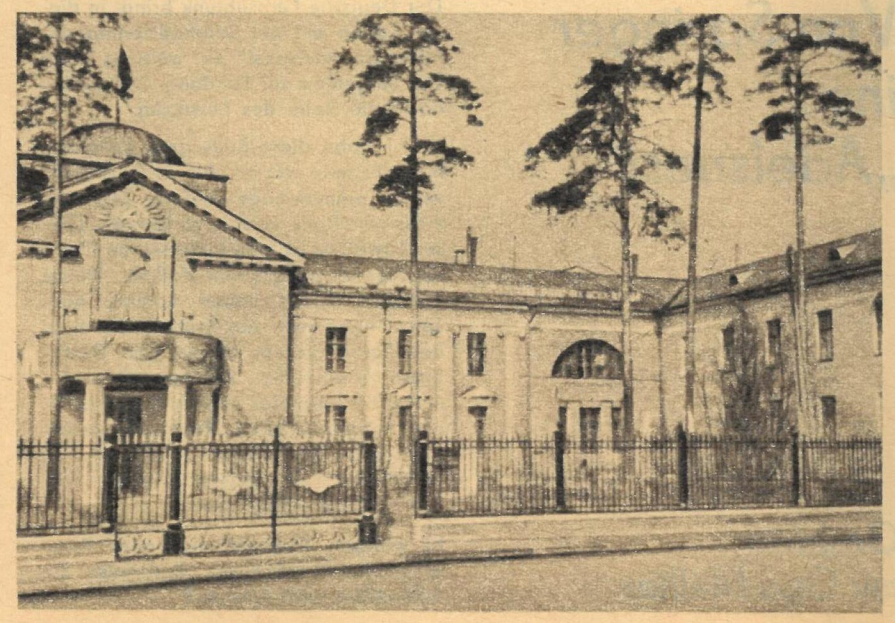
Daß unter diesen Bedingungen am Anfang der zwanziger Jahre die Möglichkeiten genutzt wurden, die die internationalen Zentren der Physik in Kopenhagen und Cambridge boten, ist nur zu verständlich.

Das Krokodil von Cambridge

Im Jahre 1921 reiste Abraham Joffé, der das 1918 gegründete Physikalisch-Technische Institut im damaligen Petrograd leitete, nach Cambridge. Das Laboratorium von Rutherford war überfüllt. Der Bitte, doch noch einen Assistenten aufzunehmen, wurde stattgegeben. Rutherford brauchte es nicht zu bereuen. Der neue Mann, der aus Petrograd kam, war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie der um ein Vierteljahrhundert ältere Engländer; Pjotr L. Kapitza und Ernest Rutherford schlossen enge Freundschaft. Beide verfügten über ungeheure Energie und reiche Phantasie. Ihr Arbeitseifer grenzte an Fanatismus.

Als Kapitza in Cambridge ein neues Laboratorium einrichten sollte, ließ er an der Gebäudefassade ein Wappentier besonderer Art anbringen – ein Krokodil, gemeißelt von einem berühmten englischen Bildhauer. Nach dem Sinn befragt, erklärte Kapitza: „So wie das Krokodil frißt sich der Fortschritt weiter. Mit stählernen Kiefern, ohne jemals zurückzublicken." Dieser Kommentar paßte nicht nur auf das Krokodil, sondern charakterisierte im Grunde genommen auch das Wesen von Rutherford. Kapitza hatte seinem Lehrer deshalb diesen treffenden Spitznamen erteilt. Alle in Cambridge wußten das, nur Rutherford nicht.

Die junge Sowjetmacht förderte die Wissenschaften nach Kräften. Bereits 1918 entstanden die ersten Forschungsstätten, wie das von Joffé gegründete Institut.



Ernest Rutherford (rechts) im Laboratorium. 1919 gelang ihm die erste künstliche Atomumwandlung.

Und wenn er es gewußt hätte, wäre dadurch die Freundschaft zu Kapitza gewiß nicht getrübt worden. Rutherford verstand Spaß und titulierte seine Mitarbeiter nicht anders als seine „Boys".

Als Kapitza in die Sowjetunion zurückkehrte, kam es noch zu einer schönen Geste englisch-sowjetischer Freundschaft. Allerdings nicht durch regierungsoffizielle englische Initiative, sondern durch persönliches Bemühen von Rutherford. Er veranlaßte, daß das wertvolle Laboratorium, in dem Kapitza gearbeitet hatte, an die Sowjetunion verkauft werden konnte. Den Transport besorgte ein sowjetischer Dampfer, begleitet von dem englischen Nobelpreisträger Professor Dirac.

Die Verbindungen der sowjetischen Physiker mit ihren ausländischen Fachkollegen beruhten schon bald auf Gegenseitigkeit. Kurz nach Joffés Besuch bei Rutherford im Jahre 1921 erschien ein Lehrbuch des sowjetischen Physikers in England.

Niels Bohr reiste nach der Verleihung des Nobelpreises zu einem ersten Studienbesuch nach Leningrad. Mit Professor Joffé beriet er aber nicht nur physikalische Fragen. Beide standen auf der Tribüne vor dem Winterpalais und wurden Zeugen der großen Maidemonstration. Die Geschlossenheit der Bevölkerung unter der Führung der Kommunistischen Partei hatte Bohr tief beeindruckt. Nach seiner Rückkehr berichtete er über diese Manifestation und über die ersten Erfolge der sowjetischen Physik in dänischen Zeitungen. Antisowjetische Kreise reagierten darauf mit üblen Ausfällen gegen den großen Gelehrten.

Flucht in den Turm

So begann es auch in Deutschland. Mit Unflätigkeiten gegen bedeutende Gelehrte kündeten die Faschisten ihr Kommen an. Manche Wissenschaftler wurden mißtrauisch, die meisten jedoch nahmen die heraufziehenden dunklen Wolken nicht sonderlich ernst – bis es zu spät war.

Als David Hilbert, einer der größten Mathematiker der neueren Zeit, nach 1933 bei einem Bankett gezwungenermaßen neben den faschistischen Reichskultusminister Bernhard Rust zu sitzen kam, wurde er gefragt: „Stimmt es denn wirklich, Herr Professor, daß Ihr Institut durch den Weggang der Juden und der Judenfreunde so gelitten hat?" „Jelitten? Dat hat nich jelitten, Herr Minister", erwiderte Hilbert in einer selbstmörderischen freimütigen Art und fügte hinzu, „dat jibt es doch janich mehr." Damit war die Situation in Göttingen treffend charakterisiert, in der Stadt, die nach den Worten von Norbert Wiener, dem Begründer der Kybernetik, noch kurz zuvor „als das große Zentrum der Weltmathematik unbestritten den ersten Rang einnahm".

Für die Physik galt das gleiche. Max Born, Senior der deutschen theoretischen Physik, hatte hier seit dem Jahre 1921 ein Forschungszentrum von Weltgeltung aufgebaut. Die Nobelpreisträger James Franck und Werner Heisenberg trugen das Ihre dazu bei.

Der Aufenthalt von Niels Bohr in Göttingen im Jahre 1912 ging unter dem Namen Bohr-Festspiele in die Geschichte ein. Weltberühmte Physiker nahmen daran teil, andere, die erst später zu Ruhm gelangten, arbeiteten im Institut von Max Born, darunter die Nobelpreisträger Linus Pauling, Paul Dirac, Enrico Fermi, Wolfgang Pauli, Peter Debye, die sowjetischen Physiker Abraham Joffé, Jaroslaw Frenkel und Wladimir Fok, die Amerikaner Robert Oppenheimer und Norbert Wiener, die ungarischen Assistenten Leo Szilard und Edward Teller. Die beiden Ungarn und der spätere Nobelpreisträger Eugen Wigner waren die ersten, die in den zwanziger Jahren von faschistischen Studenten ins Visier genommen wurden. Die Erlebnisse in Göttingen waren für ihren späteren Einsatz für den Bau der amerikanischen Atombombe entscheidend.

Die Göttinger Physiker traten der Agitation der nazistischen Minderheit kaum entgegen. „Dummes Geschrei von Narren", war ihre leichtfertige Antwort. Als die braune Gefahr zusehends anschwoll, flüchteten sie noch tiefer in ihre wissenschaftliche Arbeit. „So suchten wir den leichtesten Ausweg", analysiert James Franck Jahre später dieses Verhalten; „wir versteckten uns in unserem Elfenbeinturm."

Flegeleien der „Elitemenschen"

Deutlicher als in dem verträumten Göttingen kündigten sich die „Tausendjährigen" in Berlin an.

24. August 1920. Die „Arbeitsgemeinschaft deutscher Naturforscher zur Erhaltung reiner Wissenschaft e. V." gibt sich die Ehre, die „gebildete Laienwelt" zu einem Vortrag in die Philharmonie zu bitten. Vor dem Eingangstor stehen Achtgroschenjungen. Sie verkaufen Hakenkreuze und Broschüren. Diese Schwärtchen haben es in sich: Die Relativitätstheorie von Albert Einstein wird damit endgültig widerlegt! So jedenfalls schreien es die Dummköpfe vor der Philharmonie. Initiator des schändlichen Schauspiels: Nobelpreisträger Professor Dr. Philipp Lenard. Er hat die „Deutsche Physik" erfunden, „frei von allen bolschewistischen und jüdischen Irrlehren". Albert Einstein möchte selbst erfahren, wie seine Theorie widerlegt wird. Er hat sich gleichfalls zur Philharmonie begeben und mit ihm eine große Schar seiner Verehrer.

Die Veranstaltung beginnt. Erster Redner: Herr Ingenieur Weyland. Er hat „durchschlagende" Argumente: „Wissenschaft wird durch Einstein verhunzt ... Phantastereien eines Dilettanten ... Stümper." Dann ein Zwischenruf aus dem Saal: „Zur Sache kommen!" Weyland verweist auf die Saalordner: „Wir dulden keinen Skandal!" Ein deutscher „Elitestudent" springt auf, droht Einstein mit der geballten Faust, schreit, daß auch er keinen Skandal dulden werde, und empfiehlt als Ausweg: „Man müßte diesem Saujuden die Gurgel durchschneiden!"

Dieser 24. August 1920 war keine Einmaligkeit. Der Haß der deutschen Reaktion gegen Einstein kannte keine Grenzen. Dem Mordruf „Tötet Liebknecht!" war die Parole „Tötet Einstein!" gefolgt. Nach dem feigen Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg hatte Albert Einstein eine Erklärung unterzeichnet, in der der sozialdemokratischen Reichsregierung der schwere Vorwurf der „stillschweigenden Duldung" gemacht wurde. Zuvor hatte er die Große Sozialistische Oktoberrevolution freudig begrüßt. Männer wie Lenin, sagte Einstein, „sind die Hüter und Erneuerer des Gewissens der Menschheit". Zusammen mit Clara Zetkin unterzeichnete Einstein einen Aufruf des „Komitees Arbeiterhilfe Sowjetrußland" und forderte zu Hilfsaktionen für das von imperialistischen Interventen gepeinigte Land auf. Mit solchen und vielen ähnlichen Aktionen hatte sich Einstein den Haß der Reaktion zugezogen. Vorläufiger Höhepunkt im Jahre 1925: Mordanschlag auf Albert Einstein, dem der große Wissenschaftler nur knapp entgehen konnte.

Im Hintergrund: Nobelpreisträger Lenard, sekundiert von Nobelpreisträger Professor Dr. Johannes Stark. Beide gehörten nie zur internationalen Physikerfamilie. Sie störten die Zusammenarbeit und lieferten bereits in den zwanziger Jahren den Beweis, daß die so oft beschworene „Einheit der deutschen Wissenschaft" schon zu jener Zeit nicht mehr als eine Fiktion war.

Professor Lenard war Direktor des Radiuminstitutes der Universität Heidelberg. Als der sowjetische Physiker Abraham Joffé im Jahre 1921 dieses Institut besuchen wollte, mußte er auf einem Gang warten. Dann schickte Lenard einen Assistenten. Mit hochmütigem Blick musterte dieser den sowjetischen Professor und näselte: „Der Herr Geheimrat läßt ausrichten, daß er wichtigere Dinge zu tun habe, als Feinde seines Vaterlandes zu empfangen."

Professor Joffé war nun keineswegs gedemütigt, sondern über dieses flegelhafte Benehmen eines Fachkollegen zunächst nur überrascht. Dann berichtete er im Kreise der Göttinger Wissenschaftler über diesen Vorfall. „Und viele amerikanische Physiker", erinnerte er sich später, „begaben sich absichtlich in Lenards Institut, um dieselbe Antwort zu erhalten."

Giovanni und die Tassen

Zur gleichen Zeit etwa erhielt Professor Johannes Stark von der Universität Würzburg den Laufpaß. „Giovanni Fortissimo" – dieser Spitzname war von Einstein geprägt worden – hatte zuerst mit Eifer die Physik gesiebt, um die Relativitätstheorie und ähnliche „jüdische Weltbluffs" auszusortieren, auf daß eine „deutsche Physik der Arier" übrigbliebe. Als er für eine Jahre zuvor gemachte Entdeckung den Nobelpreis erhielt, verwendete er entgegen den Statuten der Nobelstiftung das Geld zum Kauf einer Porzellanfabrik. Er wurde daraufhin entlassen und teilte in den Jahren bis zum Anbruch der braunen Nacht seine Zeit zwischen Porzellantassen und weiterer „Physikreinigung" auf. Im Jahre 1933 schlug seine große Stunde. Erbarmungslos rechneten Stark und Lenard mit allen ab, die zuvor irgendwann einmal Kritik an der „Deutschen Physik" und an ihren Geburtshelfern geübt hatten.

Die Isolierung der Gruppe um Lenard und Stark wurde dadurch jedoch nicht durchbrochen. Auf der Physikertagung 1934 erschien Max von Laue mit einem weißen Handschuh an der rechten Hand. Ein Kollege fragte ihn, ob er sich verletzt habe. „I wo", flüsterte Laue ihm ins Ohr, „es sind hier nur verschiedene, denen ich nicht die Hand geben möchte." Dabei wanderte sein Blick zuerst zu Lenard und dann zu Stark.

Fortsetzung folgt

In winterlicher Kleidung
transpiriert der Körper oft
ähnlich wie im Sommer.
Deshalb ist
der ké-Desodorstift auch
in der kälteren
Jahreszeit unentbehrlich.
Ein paar Striche mit ké
umgeben jede Frau
mit einer angenehmen
Körperfrische.
Immer sympathisch, nicht
aufdringlich, beseitigt er
lästigen Körpergeruch.
ké, der wirksame
Desodorstift,
in Fachgeschäften
für 1,70 M erhältlich

EIN
Reichelt
ERZEUGNIS

Viel Liebe und Pflege

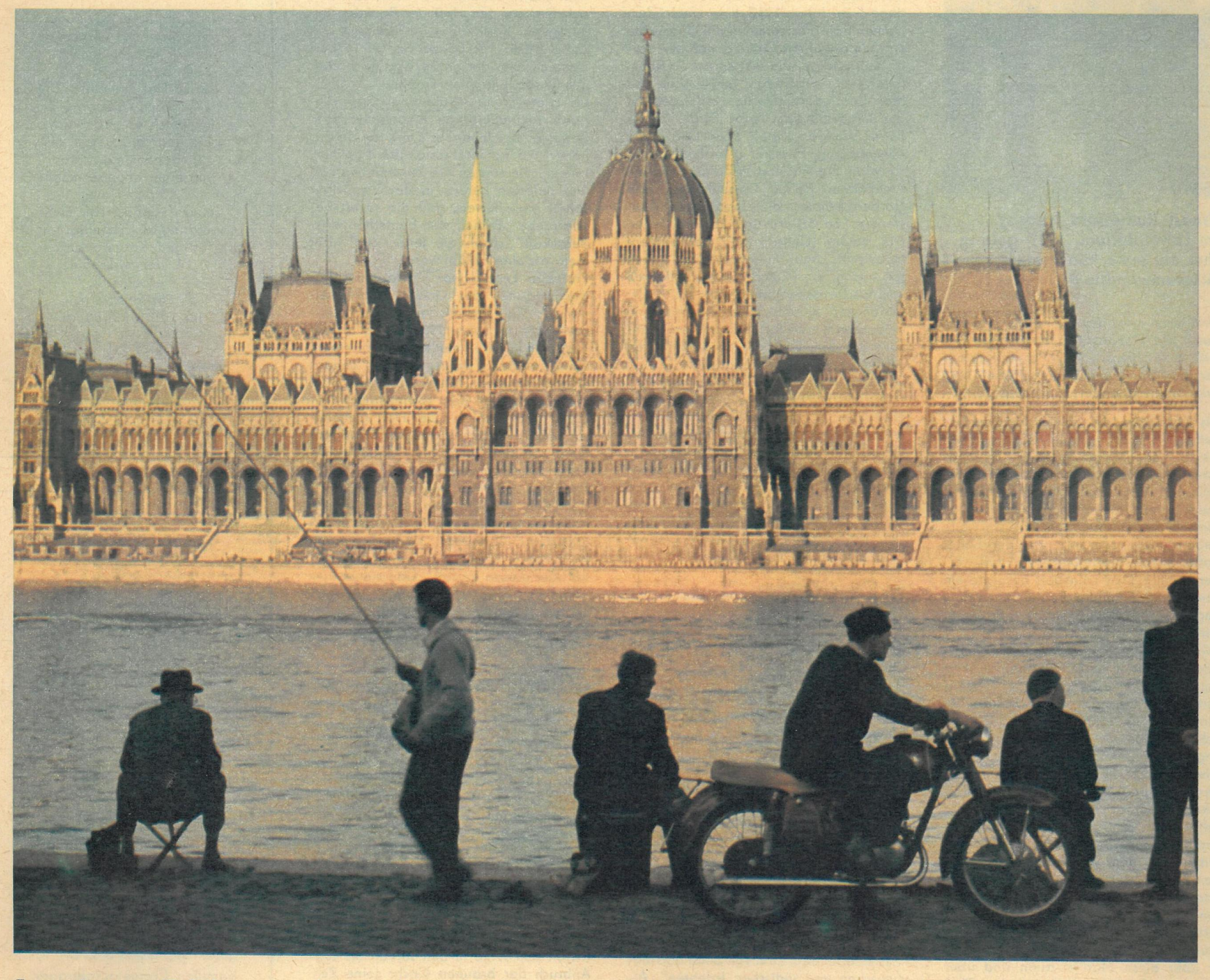
brauchen unsere Jüngsten.
Wir bewundern ihr tägliches
Gedeihen und tun alles, damit
sie gesund bleiben. Behutsam
wird beim Trockenlegen
gesäubert und zum Vorbeugen
gegen Wundsein LIVIO-
Kamillen-Creme aufgetragen.
Sie schützt und pflegt die
zarte Haut, wirkt kühlend und
vor allem heilend.

Livio
KAMILLEN-CREME
POHLI

Dose M 1,50

REISE SOMMER 69

WOCHENEND magazin



Interview per Telefon

Zum Thema antwortete Gerda Schrake, Direktor für den Bereich sozialistische Länder in der Generaldirektion des Reisebüros

Im Oktober 22 Grad

„Frau Direktor, die neue Urlaubssaison hat bereits begonnen . . ."

„Für die Mitarbeiter des Reisebüros ist sie schon über ein halbes Jahr alt. Sie begann mit dem Tag, da die ersten Verhandlungen mit unseren Partnerbüros in den sozialistischen Ländern über die Verträge des Jahres 1969 stattfanden."

„Und wie sehen diese Verträge aus?"

„In diesem Jahr haben 10 Prozent mehr Touristen die Möglichkeit, einen längeren Urlaub in den befreundeten Ländern zu verbringen. So können zum Beispiel 70 000 DDR-Bürger in die Sowjetunion fahren. Nicht inbegriffen die große Anzahl von Jugendlichen, die mit Jugendauslandstouristik reisen. Auch die Zahl der Urlaubsplätze in der VR Bulgarien hat sich erhöht."

„Die Statistik weist aus, daß das Interesse an Reisen in die Sowjetunion von Jahr zu Jahr gestiegen ist. Sie haben selbst viel touristische Zentren in der Sowjetunion kennengelernt. Welche würden Sie für einen Besuch empfehlen?"

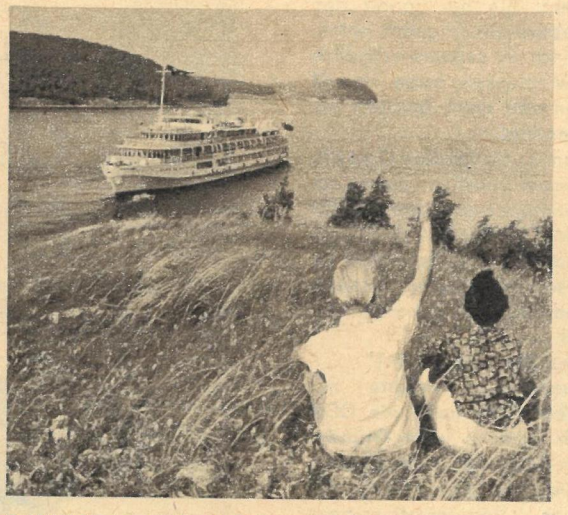
„Diese Frage ist kompliziert, und ich glaube auch nicht, daß Sie so viel Platz zur Verfügung haben, um auch nur die bedeutendsten aufzuführen. Mich persönlich faszinieren die altrussischen Städte. In den vergangenen Jahren wurden in der Sowjetunion große finanzielle Mittel aufgewandt, um diese kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten zu restaurieren oder neu aufzubauen. Auch die Touristen, die ich dort traf, waren begeistert. In diesem Jahr haben wir die Möglichkeit, Nowgorod, Petrosawodsk, Wladimir, Jaroslawl, Uljanowsk und Susdal zu besuchen.

Wie schon oft in der Vergangenheit waren DDR-Touristen Pioniere bei der Erschließung neuer Urlaubsorte. So auch im vergangenen Jahr, als unsere ersten Reisegruppen im reizvollen Kap Pizunda am Schwarzen Meer eintrafen.

Weil wir gerade bei der Schwarzmeerküste sind, so darf der neue, modern aufgebaute rumänische Kurort Mangalia nicht fehlen. Zum ersten Mal werden 1969 DDR-Touristen dorthin reisen. Mangalia mit seinen zwei Ortsteilen

Angeblich fließt die Donau durch Budapest wegen der Brücken und der Treppen am Ufer. „Wo", fragte der Ureinwohner, der das behauptete, „sollten sonst unsere jungen Burschen ihre Mädchen küssen?" Touristentrumpf Nummer 1 ist die Atmosphäre dieser Stadt – und die läßt sich nicht beschreiben, die muß man erleben!

Urlaubskostbarkeiten der Sowjetunion: Spaziergang unter Palmen in Jalta ...



Schiffsfahrt auf der Wolga, einem der mächtigsten Ströme der Welt ...

... und Reisen in die Vergangenheit – hier belegt mit Souvenirs aus Tallinn.

liegt etwa 45 Kilometer südlich von Konstanza.

Doch jede Empfehlung wäre unvollständig, würde man nicht auf den Reisetermin eingehen. In unserer Republik wird sehr viel von der Vor- und der Nachsaison gesprochen. Ansichten über diese Begriffe resultieren aus unseren klimatischen Verhältnissen. Ich selbst war vor Jahren Mitte Oktober in Sotschi und konnte bei 22 Grad Wassertemperatur baden. Vor- und Nachsaison im Süden Europas heißt, daß die Wasser- und Lufttemperatur am Schwarzen Meer Werte erreicht, von denen wir an der Ostsee im Monat August oftmals nur träumen. Das sollten unsere Kunden bei der Wahl ihrer Urlaubsorte, besonders aber ihrer Urlaubstermine berücksichtigen. Hinzu kommt eine Preisermäßigung für die Übernachtung von 40 Prozent. Anders ausgedrückt heißt das: Unsere Gäste in der Vor- und der Nachsaison verleben rund zwei Tage Urlaub umsonst."

„Gibt es noch weitere wichtige Hinweise?"

„Am 3. Februar begann in all unseren Zweigstellen der Verkauf der Reisen in die Sowjetunion, und ab 17. Februar werden die Fahrten in die übrigen sozialistischen Länder angeboten. Insgesamt etwa 95 verschiedene Reisen in sieben Länder – dazu kommt ein etwa gleich großes Programm des Direktionsbereichs Jugendtouristik. Es ist also ein sehr großes Angebot vorhanden, und ich bin davon überzeugt, daß für jeden etwas dabeisein wird. Unsere Kunden sollten auch 1969 den Mut zum Neuen aufbringen, das heißt in Urlaubsorte zu reisen, die zum erstenmal im Programm enthalten sind. Man kann dabei sehr viel Interessantes entdecken.

Eine Vielzahl unserer Programme bietet eine Kombination von Erholung und Erleben. Aufenthalte am Strand oder im Gebirge wechseln mit Fahrten zu kulturhistorischen Bauwerken, zu Denkmälern und anderen Sehenswürdigkeiten. Bestes Beispiel hierfür sind die Schiffsreisen auf der Wolga und auf dem Dnepr. Für Touristen bilden sie eine harmonische Synthese von Erholung und Erleben.

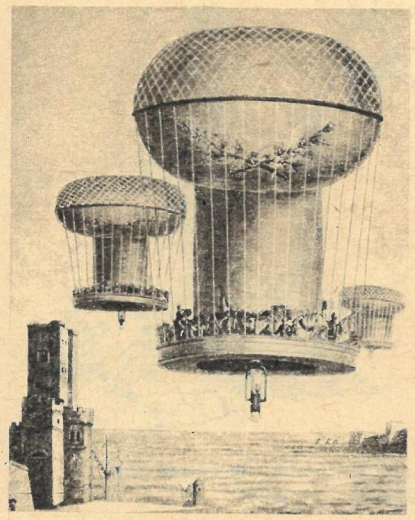
Ich glaube, daß mir jetzt nichts anderes zu wünschen übrigbleibt, als viele erlebnisreiche Tage in den sozialistischen Bruderländern."

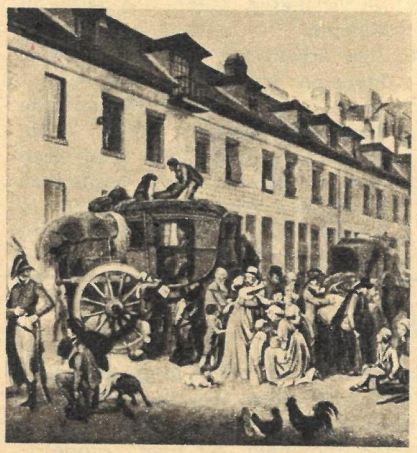
Fotos: Blutke, Zentralbild
Farbfoto: Buschmann

O Wandern, Wandern, meine Lust ...

Es ist eine geradezu tragikomische Geschichte: Als unsere Urur ... großväter das dauernde Herumwandern auf der Jagd nach dem täglichen Brot satt hatten und sich seßhaft machten – fingen sie an zu reisen. Nun wuchs ihnen das tägliche Brot vor der eben erfundenen Haustür, und man sollte glauben, sie hätten sich zufrieden hingesetzt und die müden Nomadenbeine lang gemacht – nein, gleich rannte Uropa wieder los und behauptete, er täte es zu seinem Vergnügen!

Aber ein bißchen Geschäft war auch dabei; in der Steinzeit reiste man zum Nachbarstamm unter dem Motto: „Biete Fisch, suche Wildschweinbraten." Das gab mit der Zeit großen Wirrwarr, weil jeder Familienvater siebzehn Nachbardörfer abklappern mußte, ob irgendwo eine Mammutkeule vorrätig war. Findige Köpfe machten sich das Reisen zum Beruf und nannten sich





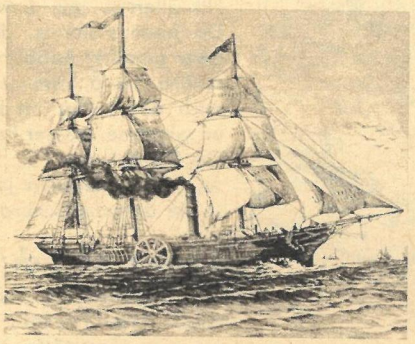
Händler oder (eine Preisgruppe höher) Kaufleute.

Die alten Ägypter jedoch haben vor viertausend Jahren schon Vergnügungs- und Erholungsreisen gemacht. Wenn sie genügend Geld hatten. Denn billig war der Spaß nur, solange der Mensch seine eigenen Beine als Transportmittel und seinen eigenen Rücken als Ladefläche verwendete. Aber wenn es etwas zu sehen gab, ließ man sich die Reise gern etwas kosten, beispielsweise im alten Griechenland, wo von 776 v. u. Z. bis 394 u. Z. alle vier Jahre die Olympischen Spiele Tausende von Sportfans anlockten.

Also alles schon mal dagewesen: Touristen, die ‚was erleben' wollten und denen ‚was geboten' wurde. In Sparta beispielsweise hing von der Decke des Tempels ein Ei, das die Leda nach ihrer Schwanerei mit dem Zeus gelegt haben sollte. Ihrer Tochter, der schönen Helena, war auf Rhodos ein Kelch geweiht, der die genauen Maße ihrer Büste aufwies. In Armenien wurden den staunenden Touristen die Trümmer der Arche Noah gezeigt und in Hebron (südlich Jerusalems) ein Terebinthenbaum, den Gott höchst eigenhändig am dritten Schöpfungstage dorthin gestellt haben sollte.

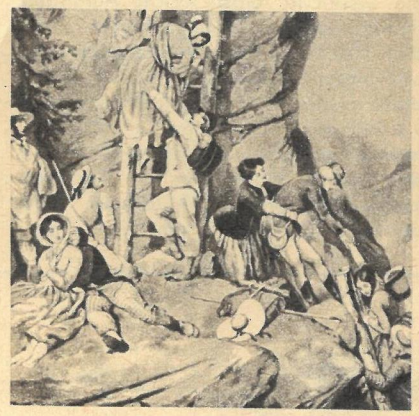
Die prähistorischen Reisenden hatten übrigens auch ihre Untugenden; in Pharaonengräbern fand man Kritzeleien antiker Touristen! Dafür wurden ihnen schon damals schöne Souvenirs angedreht: kleine Götterfiguren zum Beispiel oder Glasgefäße mit bunten Bildchen ... Alles schon mal dagewesen!

Die alten Römer reisten auf rund 90 000 Kilometer langen Fernverkehrsstraßen, die sie in 600 Jahren gebaut hatten. Zu dieser Zeit schlugen sich in unserer Gegend Mönche und Soldaten durch die Wälder vorwärts. Aber das hatte mit Tourismus nichts zu tun, weshalb wir diese Art des Reisens hier ausklammern und uns erst wieder einblenden, als Postkutschen über unsere



Straßen rollten, mit etwa zwölf Stundenkilometern. Ganz so gemächlich, wie die Spötter immer behaupten, ging es damals gar nicht zu. Die „Extra-Post" – vierspännig! Im Unterschied zu der zweispännigen „ordinären Post" – schaffte sie die Strecke Dresden–Leipzig in zehn Stunden (1969 braucht ein D-Zug immerhin nur ein Drittel dieser Zeit).

Die „Kurierpost" fuhr ohne Pause, Tag und Nacht. Schon im 17. Jahrhundert fuhr alle vier Stunden ein Postwagen von Wien nach Brüssel. Zur gleichen Zeit (1686) wurde in Brandenburg durch den („Großen") Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein "Verdikt gegen unmäßiges Reisen" erlassen. Nützte alles nichts – seit der Mensch seßhaft geworden war, m u ß t e er reisen. 1831 reiste in Deutschland (bei knapp 30 Millionen Einwohnern) eine reichliche



Million Menschen mit der Post. Dazu kamen noch die freiwilligen und unfreiwilligen Fußwanderer, wie zum Beispiel Handwerksburschen.

Und dann ging's erst richtig los: Die Eisenbahn wurde erfunden (1912 fuhren 1744 Millionen Menschen mit der Deutschen Reichsbahn), dann das Automobil inklusive Reiseomnibus, dann das Flugzeug, und wenn Sie sich noch ein kleines bißchen gedulden, bucht das Deutsche Reisebüro Raketenkurzreisen zum Mond ...

Heinz Becker

WOCHENEND zb magazin

Reisetips aus erster Hand:

Wie wär's mit Bären und Wölfen?

Unsere Hauptstadt beherbergt Experten in Sachen Fremdenverkehr, die sich bei uns häuslich niedergelassen haben. Einer von ihnen ist der Direktor des polnischen Reisebüros Orbis, Tadeusz Krawczyk. Obwohl sein Büro erst vor wenigen Wochen offiziell eröffnet wurde, weilt er schon mehrere Jahre mit seiner Familie in Berlin. Wir besuchten ihn in seinem Büro in der Karl-Marx-Allee 98, um im Namen der zb-Leser einige Fragen zu stellen.

„Herr Krawczyk, wie wird man eigentlich Direktor einer Auslandsvertretung?"

Unser Gesprächspartner zögerte einen Augenblick. „Ich begann 1948 in der Werbeabteilung des Zentralrates der Gewerkschaften in Warschau. Drei Jahre nach Beendigung des Krieges. Sie wissen ja selbst, welche Aufgaben damals vor den Gewerkschaften standen. Der Feriendienst mußte aufgebaut und organisiert werden – heute können dank unserer Pionierarbeit jährlich etwa 1,5 Millionen Werktätige in 1000 Heimen angenehmen Urlaub verleben. In den zehn Jahren meiner Tätigkeit konnte ich, erst als Mitarbeiter und dann als Werbechef, sehr viel Erfahrungen sammeln. Als mir später das polnische Reisebüro ein Angebot unterbreitete, nahm ich es selbstverständlich an. In der Zwischenzeit habe ich 42 Länder gesehen und mein Studium als Journalist abgeschlossen."

Die Antwort kam in fließendem Deutsch. Direktor Krawczyk verfügt nicht nur über große Kenntnisse auf dem Gebiet des Reise- und Fremdenverkehrs, sondern er ist auch ein Sprachgenie. Deutsch, Englisch, Italienisch, Russisch, Französisch und Spanisch beherrscht er nahezu perfekt.

„Und wie kamen Sie nach Berlin?"

„Mein Generaldirektor machte mir mehrere Angebote. Ich habe die DDR gewählt. Dafür gibt es viele Gründe. Während der Zeit der faschistischen Okkupation verschleppten mich die Nazis in das Konzentrationslager Alten-Grabow. Ich war deshalb neugierig, wie sich Deutschland verändert hatte, ich war neugierig, wie sich in der DDR das Leben neu gestaltete, und ich war vor allen Dingen neugierig auf die Menschen. Ich muß sagen, daß ich meinen Entschluß nicht bereut habe."

„Also macht Ihnen die Arbeit Spaß?"

„Sehr viel sogar. Man kann die eigenen Ideen verwirklichen, und man kann sich selbst engagieren, um unsere Länder einander näherzubringen."

„Wenn Sie selbst einmal Urlaub machen, wo fahren Sie in Ihrer Heimat dann hin?"

„Das kann ich Ihnen nicht verraten. Ich liebe die Ruhe, und auch die Fische haben die Einsamkeit mit mir gern. Aber guten Freunden gebe ich vier Ratschläge:

1. Fahren Sie in die Masuren! Dort gibt es sehr viel Ruhe, Wälder, Vögel, Fische, einen Hauch von Romantik und ausgezeichnete Straßen. Nicht nur in einem Ort oder einem kleinen Gebiet. Die ganzen Masuren sind prädestiniert für einen angenehmen Urlaub.
2. Dieser Ratschlag ist sehr subjektiv. Aber trotzdem. Ich liebe den Süden,

bei uns in Polen haben wir einen Ort, der nicht nur mich, sondern auch die vielen Touristen daran erinnert: Kazimierz, an der Wisła gelegen. Ein kleines Städtchen im polnischen Renaissancestil – voller Charme und mit viel Ruhe. In den Monaten Mai und Juni sorgen die Nachtigallen für eine reizvolle Nachtmusik.

3. Empfehlen möchte ich auch den kleinen Kurort Krynica in den Beskiden. Die vielen Blumen auf den Bergwiesen wechseln mit dauerhaftem Schnee im Winter. Man kann Spaziergänge unternehmen, sich angenehm amüsieren und gut erholen. Wenn mich mein Hexenschuß zu sehr plagt, so fahre ich in diesen Kurort, um mich zu kurieren.
4. Zum Schluß ein Tip für erfahrene Touristen: Im Südosten meines Landes liegt das wildromantische Bieszczady-Gebirge. Noch heute sind Bären, Wölfe und Wildkatzen hier zu Hause. Viele vergleichen Bieszczady mit den Gebirgen in Kanada. In der Vergangenheit wurde eine Ringstraße entlang der Berge und durch die Täler von Bieszczady gebaut."

„Rund 75 000 DDR-Bürger einschließlich Jugendauslandstouristik besuchten bei einem kürzeren oder längeren Aufenthalt die Volksrepublik Polen. 40 Touristen, ausschließlich Jugendliche, waren es 1955, die in Ihr Land reisten. Welche neuen Reiseziele stehen 1969 den DDR-Touristen zur Verfügung?"

„Nicht ganz neu, aber in veränderter Kombination finden zwei Rundreisen durch den polnischen Urwald von Bialowicza statt. Hinzu kommt eine Fahrt durch drei Gebirge, bei der die Touristen auch Gelegenheit haben, das eben erwähnte Bieszczady-Gebirge kennenzulernen.

Neue Hotelbauten wurden in Nowy Sacz errichtet, einem Ort, von dem die Besucher einen Ausflug in die Hohe Tatra unternehmen können. In der Nähe von Katowice befindet sich das Städtchen Chorzow, es beherbergt einen Kulturpark, von dem behauptet wird, er sei schöner als der berühmte Vergnügungspark Tivoli in Kopenhagen. Dorthin wären besonders Kurzfahrten zu empfehlen. Vielleicht sollten die Leser Ihrer Zeitung dazu ihre Meinung sagen, so daß dann entsprechende Vereinbarungen getroffen werden können.

Auch in der Betreuung ausländischer Touristen sind wir ein Stück vorangekommen. In fast allen touristischen Gebieten sind Informationszentren ‚it' errichtet worden. Dort erhalten die Besucher alle touristischen Auskünfte. Das geht von der Zimmervermittlung über die Zusammenstellung von Reiseprogrammen bis zum Mieten von Autobussen.

Im Deutschen gibt es den Ausdruck ‚Katzensprung'. Und für die DDR-Touristen ist es wirklich nur ein Katzensprung bis zu den schönsten Gebieten der Volksrepublik Polen.

Ich wünsche Ihren Lesern für ihren Urlaub in meinem Land viel Vergnügen und gute Erholung!"

„Na, Kollege Meier, wie war der Urlaub?"

„Schnell – schalte um auf Fußballübertragung!"

Deitsche Schbrache

Häärnse mal, Härr Schnietlich, was'ch schon lange fraachen wollte: Hamm Sie in Ihr'n Hodälle driem denn nu ooch solche Schwierichgeeten mit'm Ower wäächen dr Verständchung?

Nu allemal, mei liewer Härr Mählhorn, mir geht's gradeso. Da heeßt's immer, die Brieder schbrächen fließend Deitsch, awer gemärkt habb'ch eechentlich noch nischt darvon. Wie ich neilich um ä Sämml'chen zur Subbe gebäten habbe, da hat mich där Idchot ärscht ä Weilchen ganz dämlich angeguckt, un wissense, wasser hernachens glicklich angeschläbbt brachte? De Sämfbiggse!

Ja, ja, se meechen ja sonst ganz fichelande Gärle sin, awer in de deitsche Schbrache, da fitzense sich nich nein.

Immer höflich!

Pünktlich, als die Turmuhren zwölf schlugen, kehrte ein gewisser Herr Horvath, Bürger von Budapest, wie gewöhnlich, in einer Gaststätte am Moskauer Platz ein, um einen Teller Suppe zu essen. Da kam ein deutscher Tourist an den Tisch, verbeugte sich leicht und sagte: „Mahlzeit!"

Horvath sah ihn erstaunt an. Was heißt Mahlzeit? Ein Name vielleicht? Um nicht unhöflich zu erscheinen, entschloß er sich, seinen Namen zu nennen: „Horvath."

Am nächsten Tag trafen sie sich zur gleichen Stunde im Lokal. Wieder sagten sie: „Mahlzeit – Horvath." Unauffällig erkundigte sich Herr Horvath beim Wirt, ob es bei den Deutschen Sitte sei, bei Tisch jedesmal ihren Namen zu nennen. „Dieser Herr da tut es jeden Tag, er heißt, ‚Mahlzeit'."

„Aber, lieber Herr Horvath", der Wirt schüttelte sich vor Lachen, „das ist nur ein Gruß am Mittagstisch, kein Name!"

Herr Horvath war darüber sehr betrübt. „Ein peinlicher Irrtum", dachte er und überlegte, wie er seinen Fehler wiedergutmachen könnte.

Am nächsten Tag kam er leider zu spät zum Essen. Der deutsche Tourist saß bereits am Tisch und verzehrte seinen Gulasch. Herr Horvath trat näher, verbeugte sich und sagte: „Mahlzeit!"

Im selben Moment richtete sich der Fremde auf, lächelte ihn an und antwortete fröhlich: „Horvath, Horvath!" R. Kolinek

„Ist das hier die Dreibettkabine zweihunderteins?" – „Jaaaaaaaaa!"

„Komm 'runter, im Felsen sind überall Tippfehler!"

Marktplatz von Kraków: Tauben füttern.

Polnischer Urwald: Bekanntschaft mit Wisenten.

Langer Markt in Gdańsk: Spaziergang durch das Mittelalter.

Masurische Seen: plätschern, baden, angeln.

Für den kleinen Urlaub:

Am Wochenende nach Polen

REISE 69 SOMMER

280 000 DDR-Bürger weilten 1968 an den Wochenenden zu Kurzfahrten in den befreundeten sozialistischen Ländern. In diesem Jahr sind von den einzelnen Bezirken besonders mit den Reisebüros in der VR Polen neue Verträge abgeschlossen worden. Zum Programm gehören die Wochenend- und Kurzfahrten nach Südpolen, in das Riesengebirge, in die Gebiete von Zakopane und Kraków, nach Gdańsk (mit einem Abstecher nach Sopot) und nach Szczecin. Von hier aus sind Ausflüge mit den Raketenschiffen geplant.

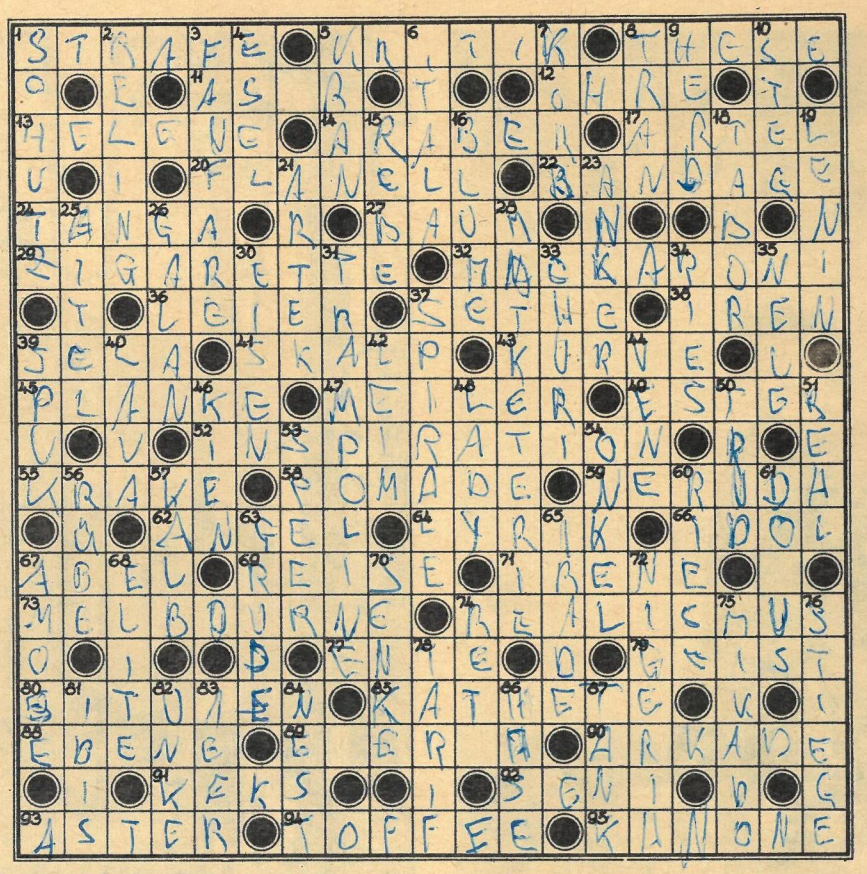
Die Sportfreunde unserer Republik wird besonders interessieren, daß zu allen Europa- und Weltmeisterschaften, die in den kommenden Monaten in unserem Nachbarland stattfinden, Kurzfahrten vom Reisebüro organisiert werden. Auch die Messe in Poznań kann in diesem Jahr eine größere Anzahl DDR-Bürger über diese Form der Auslandstouristik besuchen. Neu sind ebenfalls Fahrten nach Warschau und in den polnischen Urwald. Außerdem werden 1969 – die VR Polen feiert in diesem Jahr den 25. Jahrestag ihres Bestehens und den 50. Jahrestag der Unabhängigkeit – Reisen zu bedeutenden kulturellen Veranstaltungen, beispielsweise zu Folklorefesten, angeboten.

Für Besitzer von Kraftfahrzeugen stehen am Rande der Wojewodschaft Wrocław Übernachtungen bereit. Diese Pkw-Fahrten werden wöchentlich von allen Zweigstellen durchgeführt. 1969 ist es auch zum erstenmal möglich, in dem neuerbauten Hotel von Sobótka, einem Ort 25 Kilometer von Wrocław entfernt, zu übernachten. Von hier aus kann man interessante Wanderungen und Ausflüge ins Gebirge unternehmen.

Die Zweigstellen der Nordbezirke unserer Republik bieten in diesem Jahr erstmals Kurzfahrten in die Umgebung von Szczecin an – für den Aufenthalt stehen Campinghütten bereit. Bequemer als bisher wird die Fahrt von Berlin nach Kraków: Die internationalen Züge fahren jetzt mit Schlaf- und Liegewagen.

Fotos: Gaul, Rach (Color), Zentralbild

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. juristischer Begriff, 5. Bemängelung, Beanstandung, 8. Behauptung, Lehrsatz, 11. Sandrücken unter dem Inlandeis, 12. Nebenfluß der Elbe, 13. Gestalt bei Wilhelm Busch, 14. Volk in Vorderasien und Nordafrika, 17. Genossenschaftsform in der UdSSR, 20. Stoffart, 22. Stützvorrichtung, 24. Hafenstadt in Tansania, 27. Holzgewächs, 29. Genußmittel, 32. Teigware, 36. antikes Zupfinstrument, 37. italienische Schriftstellerin († 1927), 38. europäische Inselbewohnerin, 39. Musikzeichen, 41. ehemalige Siegestrophäe der Indianer, 43. Krümmung, 45. Brett, Bohle, 47. Vorrichtung zur Holzverkohlung, 49. chemische Verbindung, 52. Anregung, Eingebung, 55. Kopffüßer, 58. Haarsalbe, 59. chilenischer Lyriker, Lenin-Friedenspreisträger, 62. Fanggerät, 64. literarische Gattung, 66. Trugbild, Abgott, 67. norwegischer Mathematiker († 1829), 69. Ortsveränderung, 71. weiblicher Vorname, 73. Austragungsort der XVI. Olympischen Sommerspiele, 74. Wirklichkeitssinn, Sachlichkeit, 77. Schwimmvogel, 79. Verstand, Scharfsinn, 80. Erdwachs, Erdpech, 85. Seite des Dreiecks, 88. Landschaftsform, 89. griechische Quellnymphe, 90. Bogengang, 91. Feingebäck, 92. Gestalt aus „Wallenstein", 93. Blume, 94. Sahnebonbon, 95. Geschütz.

Senkrecht: 1. Absicherung, 2. Schiffsgeländer, 3. Blasinstrument, 4. Huftier, 5. Hebevorrichtung, 6. älteste lateinische Bibelübersetzung, 7. Behältnis, 8. Fischfett, 9. Kochstelle, 10. schmaler Übergang, 15. Teil des Weinstocks, 16. Pflanze, 18. Stadt südlich von Prag, 19. Begründer der Sowjetunion, 21. Pionierlager auf der Krim, 23. Stern im Sternbild Großer Bär, 25. Karpfenfisch, 26. Liebhaber, 28. Einlegearbeit in Holz, 30. Schwermetall, 31. Federsprungbrett, 33. Porzellanschnecke, 34. altes Zählmaß, 35. griechische Siegesgöttin, 37. Schnekkenlinie, 39. gespenstisches Treiben, 40. Gesteinsschmelze, 42. Klebemittel, 44. Blutgefäß, 46. harzreiches Holz, 48. englisch: Frau, Dame, 50. sowjetische Gewerkschaftszeitung, 51. Währungseinheit in Iran, 53. Wurfgerät, 54. Verwandter, 56. Nutzpflanze, 57. Jungtier, 60. Märchengestalt, 61. Arglist, 63. körniger Brennstoff, 65. Sultanserlaß, 67. Wechseltierchen, 68. Auslese, Auswahl, 70. Bodenvertiefung, 72. Republik in Westafrika, 74. Schachmeister vergangener Jahre, 75. Geschicklichkeitsspiel, 76. Obstkiste, 78. Lohn-, Gehaltssatz, 81. Stelzvogel, 82. Froschlurch, 83. Gewässer, 84. Brutstätte, 86. Nagetier, 87. Großbehälter.

Kennen Sie sich aus

Diesmal gleich zwei Fragen, beide eng verbunden mit dem Thema unseres Wochenend-Magazins. **Frage Nummer 1:** In ein beliebtes Reiseland fuhren 1955 ganze 40 Touristen – 1969 wird es rund 70 000 Gäste aus unserer Republik aufnehmen. Wie heißt das befreundete sozialistische Land? **Frage Nummer 2:** Das arbeitsfreie Wochenende schafft auch neue Gelegenheiten, unsere Heimat besser kennenzulernen. An wieviel DDR-Bürger vermittelte das Reisebüro 1968 solche Wochenend- und Sonderfahrten?

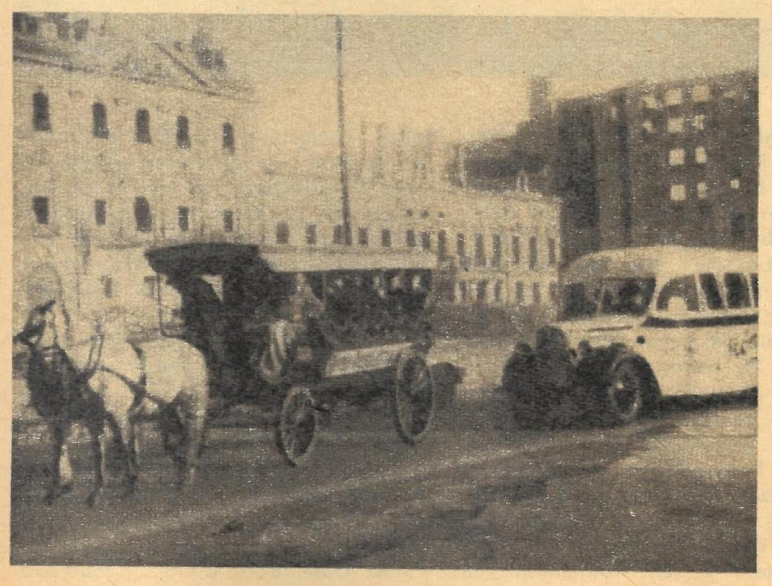
Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 14. Februar 1969 auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 7) an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen: 1 Gewinn zu 50 Mark, 5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 3: Bitterfelder Konferenz (Bitterfelder Weg).

Es gewannen **50 Mark:** Veronika Siefert, Eisenach; **je 10 Mark:** Hildegard Lehmann, Frankfurt (Oder); Werner Rossau, Pinnow; Fr. Kleinwächter, Dresden; Monika Diesing, Saßnitz; Uwe Kamprath, Carlsfeld/Erzgebirge.

Ein Vorschlag an die Berliner



Fragen Sie doch beiläufig mal Herrn Cobra alias Hans-Joachim Dittrich, was er am 18. Oktober 1946 gemacht hat. Der auch von uns geschätzte Gerichtsberichterstatter der „Berliner Zeitung" wird daraufhin eine freudige Erregung nicht ganz unterdrücken können: Am selbigen Tage sorgte er nämlich gemeinsam mit seinem damaligen Kollegen Horst Finn für freundliches Wetter in den Diensträumen der Zweigstelle 5 des „Mitteleuropäischen Reisebüros" zu Berlin. Ein uns vorliegendes Dokument beweist, daß die beiden in den Nachmittagsstunden des obengenannten Tages eigenhändig 14 Zentner Rohbraunkohle in Säcke schaufelten und vom Bahnhof aus in ihr Büro transportierten.

Ein nachträgliches „Hoch!" für diese tüchtigen Berliner!

PS. Das hier veröffentlichte Foto hat ähnlichen historischen Wert: Erste Berliner Stadtrundfahrt nach 1945. Wie haste dir verändert! Und mit „dir" sind in diesem Falle erstens Berlin und zweitens das Reisebüro gemeint. Vom Kollegen Cobra wissen wir nicht, ob er im Rahmen der „Schieb-dich-gesund-Bewegung" auch heute noch Rohbraunkohle transportiert.

Foto: Archiv DER

Rätsellösungen aus Heft 6

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Gorki, 4. Geher, 8. Sitte, 11. Rees, 12. Rest, 13. Gambe, 14. Leros, 15. Arrak, 16. Null, 17. Spur, 18. Linde, 22. Erker, 25. Orinoko, 27. Weinert, 30. Traeger, 34. Arktis, 35. Obi, 37. Lupine, 38. Same, 40. Skat, 42. Sonde, 45. Alter, 46. Osten, 49. Anis, 50. Olme, 51. Staub, 53. Essen, 56. Onkel, 59. Aera, 61. Selb, 63. Flachs, 66. Ulk, 68. Eisler, 71. Talente, 73. Ballade, 74. Eismeer, 75. Stute, 78. Sport, 81. Unze, 83. Egel, 84. Nobel, 85. Elemi, 86. Agave, 87. Emil, 88. Sein, 89. Thaer, 90. Taler, 91. Geere. – Senkrecht: 1. Gogol, 2. Ramin, 3. Irene, 4. Gellert, 5. Esel, 6. Eros, 7. Respekt, 8. Stare, 9. Turek, 10. Ecker, 19. Iser, 20. Dent, 21. Snob, 23. Reep, 24. Eden, 25. Orsa, 26. Orla, 27. Wams, 28. Ikon, 29. Eisenbahn, 31. Automobil, 32. Gift, 33. Renn, 35. Oel, 36. Ise, 39. Maser, 41. Krone, 43. Ort, 44. Dau, 47. Sen, 48. Ede, 51. Saft, 52. Aval, 54. Sau, 55. Esk, 57. Kola, 58. Lore, 60. Este, 62. Lear, 64. Laut, 65. Cent, 67. Lamm, 69. Slip, 70. Eder, 72. Eiszeit, 73. Belgier, 75. Senat, 76. Umbra, 77. Euler, 78. Slang, 79. Orade, 80. Tiere, 82. Ella, 83. Emse.

Kreuzband. Von links nach rechts unten: 1. Sol, 2. Hagel, 3. Pokal, 4. Gaden, 5. Meran, 6. Paris, 7. Varus, 8. Waser, 9. Kamee, 10. Kimme, 11. Liege, 12. Einer, 13. Kar. – Von rechts nach links unten: 3. Pas, 4. Gogol, 5. Makel, 6. Pedal, 7. Varel, 8. Waran, 9. Karin, 10. Kasus, 11. Limes, 12. Eimer, 13. Kieme, 14. Bange, 15. Ree.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Kartoffel, 4. Seelöwen, 5. Delphin, 6. Dogge, 9. Birmane, 10. Passage. – Senkrecht: 1. Neuseeland, 2. Karwendelgebirge, 3. Felge, 7. Schönefeld 8. Topas.

Füllrätsel. 1. Eis, 2. Eins, 3. Seine, 4. Sirene, 5. Serie, 6. Ries, 7. Ire.

REISE SOMMER 69

Reise in die Märchenwelt:

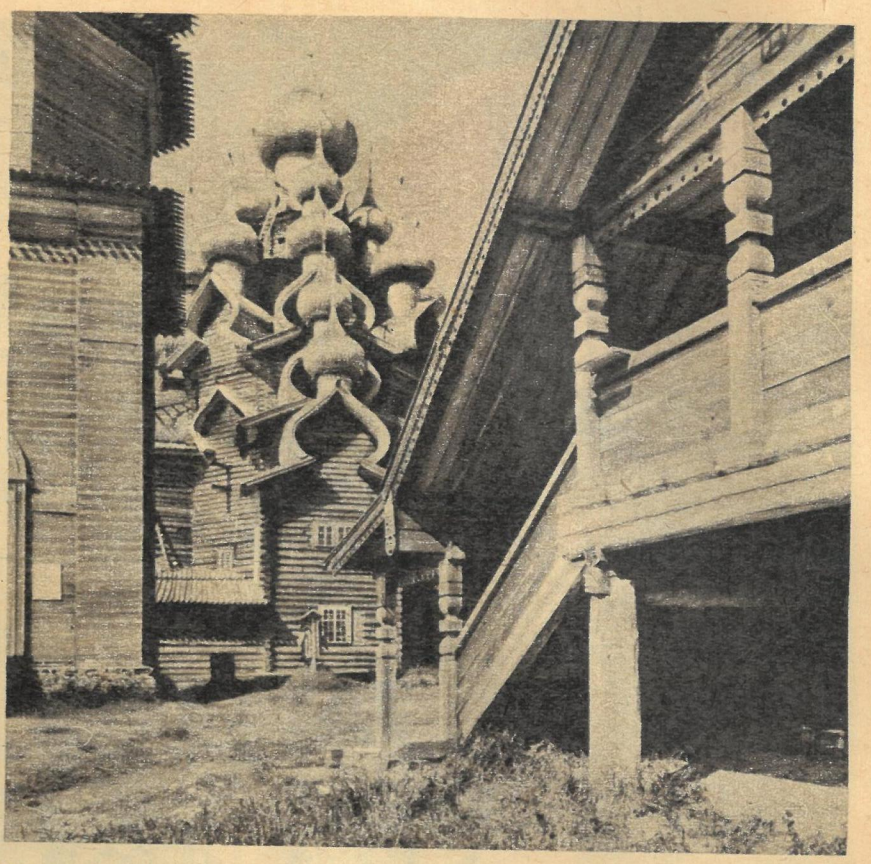
Gedicht in Stein

Dichter vergleichen sie mit einem Segel, das still durch die uferlosen Fluten der Zeit dahingleitet. Andere wieder nennen die Pokrow-Kirche an der Nerl bei Susdal ein Gedicht in Stein, über Menschenwerk erhaben. Diese und ähnliche Vergleiche unterstreichen eine feststehende Tatsache: Diese Kirche ist der vollkommenste sakrale Bau Rußlands. Ein Denkmal altrussischer Kultur, eine Kostbarkeit von vielen, die Jahr für Jahr Hunderttausende Touristen in die uralten Städte Wladimir, Susdal, Nowgorod und Petrosawodsk locken!

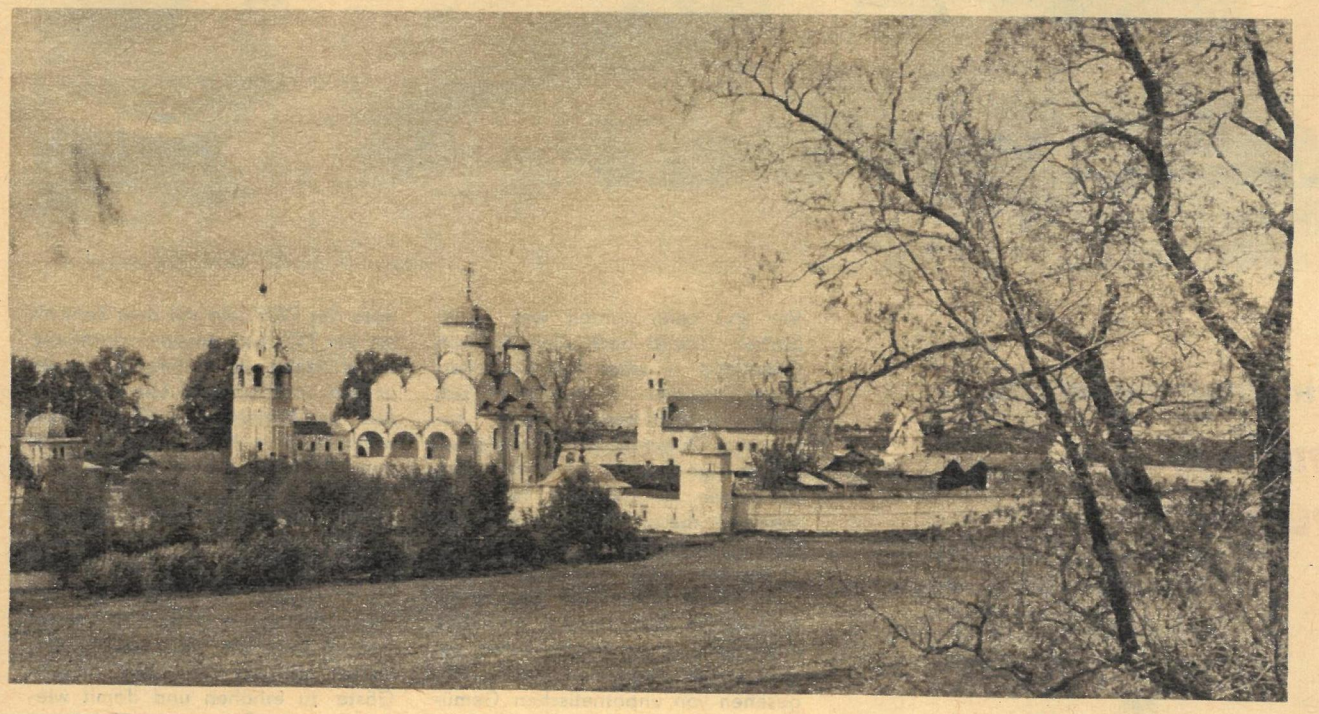
Die Geschichte von Susdal – wie Wladimir in der Nähe Moskaus gelegen – reicht bis in das Jahr 1024 zurück. Damals befand sich auf diesem Gebiet eine Anhäufung voneinander getrennter Niederlassungen, im Winter nicht mehr als vom Schnee verwehte Erdhütten. Das gleiche Bild bis zum Horizont der weiten Felder, fern bis hinter zu den Wäldern von Wladimir. Mit den Jahren wuchs ein Ort zusammen, entstanden schöne Bauten, ein Kreml und ein Wall, der für die Sicherheit der Stadt notwendig war.

1125 schließlich wurde Susdal Fürstensitz. Von hier aus regierte der nördliche Zweig der bekannten Dynastie der Monomachs, die ein mächtiges Fürstentum schufen und als Beweis ihrer Macht wunderschöne Baudenkmäler aus weißem Stein errichten ließen. Susdal überstand verheerende Brände. Hartnäckig bauten die Einwohner ihren Ort wieder auf, bis er im 16. Jahrhundert zu den zehn größten Religionszentren Rußlands gehörte. Jede der 36 Kirchen in Susdal, von der Kathedrale im Kreml bis zur winzigsten ist reizvoll und malerisch mit den ortstypischen Steinschnitzereien geziert. Man wandert durch Susdal wie durch ein Märchenland!

Die Kriege gingen nicht spurlos an Susdal und den anderen altrussischen Städten vorüber. Viele historische Kostbarkeiten wurden zerstört und vernichtet. Der konzentrierte Neuaufbau und die Werterhaltung im großen Maßstab begann, als der Ministerrat der UdSSR beschloß, in Susdal und den anderen altrussischen Städten Touristenzentren zu errichten. Die ersten, die ans Werk gingen, waren die Architekten. Einer ihrer Vorschläge sah vor, alle Bewohner von Susdal auszusiedeln und eine reine Museumsstadt zu errichten. Andere unterbreiteten diesen Plan: Susdal möge sich wie jede andere Stadt entwickeln mit neuen Betrieben, Häusern und Stadtvierteln. Als Kontrast der Zeit dazu sollten die Kirchenkuppeln wirken. Aus all diesen Überlegungen entstand folgender Grundgedanke: Es galt, nicht nur die Wahrzeichen, sondern auch das Wesen der alten Städte zu rekonstruieren.



An den Toren der Stadt wird also das 20. Jahrhundert für die Touristen aufhören, dann beginnt das alte Susdal. Alle Leitungsdrähte wurden folglich unterirdisch verlegt. Die Asphaltstraßen verschwanden und machten wieder dem Kopfsteinpflaster Platz. Hotels entstanden außerhalb der Stadt. Verbunden mit der Rekonstruktion der Bauten erlebte das Kunsthandwerk einen hohen Aufschwung. Das Wladimir-Susdaler-Handwerk ist seit jeher bekannt.



Kishi

Prachtvolle Erzeugnisse aus Glas, Metall, Stickereien, Töpferwaren, Holzschnitzereien sowie die traditionellen Flechtwerke wurden und werden heute wieder angeboten.

Fahrten nach Susdal, Wladimir, Jaroslawl, Nowgorod, Petrosawodsk und auf die Insel Kishi werden zu Begegnungen mit Alt-Rußland. Zu Begegnungen mit den großen Zeugen der Vergangenheit!

In diesem Jahr können die DDR-Touristen zum ersten Mal in diese Städte reisen. Seit Januar werden Fahrten nach Moskau–Wladimir–Susdal angeboten. Eine achttägige Bahnreise kostet etwa 500 Mark.

Auf der Route Berlin–Moskau–Pskow–Leningrad–Nowgorod–Leningrad wird in Nowgorod die Bekanntschaft mit einer der bedeutendsten Handelsstädte des Mittelalters gemacht. Reisezeit Mai bis September; Teilnehmerpreis etwa 850 Mark ohne Taschengeld: Reisedauer 14 Tage – Beförderung mit Bahn, Autobus, Flugzeug.

Petrosawodsk und die berühmte Insel Kishi mit einzigartigen Werken der Holzbaukunst lernen die Touristen auf der Route: Berlin–Warschau–Wilnjus–Riga–Leningrad–Petrosawodsk–Leningrad kennen.

Reisezeit Mai bis September; Teilnehmerpreis rund 980 Mark; Beförderung mit Bahn, Flugzeug. Reisedauer 17 Tage.

Susdal

Kurz informiert

Für die Sommersaison 1969 werden vom Reisebüro 205 000 Plätze in 220 Orten der DDR zur Verfügung gestellt. Gegenüber 1968 erhöht sich das Angebot um rund 5000 Quartiere.

Zum ersten Mal schloß das Reisebüro der DDR für 1969 mit der Vereinigung Interhotel einen Vertrag, der Aufenthalte von mehreren Tagen in den Interhotels „Warnow" in Rostock, „Thüringen-Tourist" in Suhl sowie im „Erfurter Hof" in Erfurt ermöglicht. Nach wie vor besteht die größte Anzahl der Reisebüro-Plätze aus Privatquartieren. In diesem Jahr erhalten die Vermieter solcher Gästezimmer gestaffelte Preise. Die in der Vergangenheit einheitliche Kalkulation gab keinen Anreiz, die Qualität der Quartiere wesentlich zu verbessern. Jetzt ist der Zimmerpreis weitgehend vom Niveau der Unterbringung abhängig.

Die Statistik des Reisebüros der DDR weist aus, daß in zehn Jahren 35 Millionen Bürger unserer Republik an Wochenend- und Sonderfahrten teilnahmen. Mit der Fünf-Tage-Arbeitswoche hat sich der Freizeitfonds besonders am Wochenende gewaltig vergrößert. Im Jahre 1968 wurden daher bei den rund 80 000 Fahrten der 120 Betriebsstellen des Reisebüros 3 Millionen Bürger unseres Staates betreut.

Das Reisebüro-Angebot für Sonderfahrten reicht von besonderen sportlichen oder kulturellen Veranstaltungen bis zu Schlachtfesten und Jagdessen. Hinzu kommen die Rentnerfahrten, von denen beispielsweise allein die Zweigstellen in Freiberg 50 im vergangenen Jahr durchführten.

Um die freien Übernachtungskapazitäten zwischen zwei Durchgängen in den FDGB-Erholungsheimen zu nutzen, wurden Verträge mit dem FDGB-Feriendienst abgeschlossen. Zusammen mit der Deutschen Reichsbahn, den Bezirkskomitees für Touristik und Wandern und der Mitropa organisieren die einzelnen Bezirksdirektionen des Reisebüros Sonderzugfahrten in Urlaubsorte.

Im letzten Quartal 1968 machten von solchen Gelegenheiten im Bezirk Erfurt 1655, in Berlin 1300 und in Leipzig 1042 Bürger Gebrauch. Allein die Bezirksdirektion Erfurt veranstaltet in diesem Jahr 80 solcher Sonderzugfahrten.

Im Mittelpunkt der Wochenend- und Sonderfahrten in diesem Jahr steht die Ausstellung zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR „Kämpfer und Sieger – 20 Jahre DDR", die in der Zeit vom 12. September bis 19. Oktober 1969 in der Sporthalle Karl-Marx-Allee in Berlin zu sehen sein wird. Alle Zweigstellen des Reisebüros werden zu dieser bedeutenden und interessanten Ausstellung Sonderfahrten anbieten.

WOCHENEND magazin

REISE SOMMER 69

Mit zwanzig verreisen:

Romantik im Programm

Fotos: Gaul (Color), Morgenstern

Vor gut zehn Jahren war es in Sachen Urlaub noch eine Art von Geheimtip – schon damals allerdings todsicher –, den man sich unter vorgehaltener Hand zuflüsterte: „Jugendtourist"! Inzwischen jedoch hat es sich unter den einschlägigen Altersklassen herumgesprochen, die angebotenen Möglichkeiten sind zudem von Jahr zu Jahr gewachsen, und über „Jugendtourist" haben allein 1967 fast 70 000 Jugendliche aus unserer Republik ihren Urlaub im befreundeten sozialistischen Ausland verbracht. Abgesehen von unpathetischen Gemütern, die ihre Erfahrungen hinterher lediglich in sparsame Äußerungen wie „zünftig" und „dufte" kleideten, öffnen selbst harte zukünftige Männer begeistert den obersten Hemdknopf, wenn sie nach der Rückkehr auf die Romantik des Erlebten bei „Jugendtourist" kommen: auf die Freundschaftstreffen unter südlichen Palmen im „Sputnik"-Lager von Sotschi zum Beispiel, auf die von Gitarrenklang begleiteten Abende rund um das riesige Lagerfeuer im bulgarischen Jugendlager Primorsko und das Neptunfest am Schwarzmeerstrand oder den internationalen Karneval auf Skiern in der Bergwelt der polnischen Tatra ... Um für junge Leute dies alles möglich zu machen, unterhält die Direktion JUGENDTOURIST beim Reisebüro der DDR, die mit dem Zentralrat der FDJ eng zusammenarbeitet, zu dreizehn Jugendorganisationen in den sozialistischen Ländern feste Austauschbeziehungen. Die überaus preisgünstigen Reisen ins befreundete Ausland wären jedoch nicht möglich ohne die planmäßige Förderung durch die Regierung unserer Republik, die für diese Zwecke beträchtliche Valutasummen bereitstellt. Zugleich wird das Netz der Jugendherbergen in der DDR systematisch erweitert, um auch die Aufnahmekapazität für ausländische Gäste zu erhöhen und damit wiederum mehr Reisemöglichkeiten auf der Basis des devisenlosen Austausches zu schaffen.

„Jugendtourist" unterhält in allen Bezirken und Kreisen der Republik ehrenamtliche Kommissionen, an die man seinen Antrag richten kann und die sich dann um die Auswahl und Vorbereitung der einzelnen Reisegruppen kümmern. Nicht zu kurz bei der Vergabe der Plätze sollen besonders die Jugendlichen kommen, die in der Landwirtschaft und der Industrie beschäftigt sind. Und vorgeschrieben ist bei „Jugendtourist" auf jeden Fall die Altersbegrenzung auf Teilnehmer von 16 bis 30 Jahren. Nomen est omen, wie schon die alten Lateiner sagten. Man müßte eben noch mal zwanzig sein ...

H. R.